1. JAHRGANG · FOLGE 22
BERLIN, 27. OKTOBER 1942

UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES



„Die Zeit ist Euer, was sie sein wird, wird sie durch Euch sein!"
CARL v. CLAUSEWITZ

UNSERE VERBÜNDETEN (III)

RUMÄNISCHE KAMERADEN

In engere Berührung kamen deutsche und rumänische Soldaten, als im Herbst 1940 der rumänische Staatsführer Marschall Antonescu mit dem Großdeutschen Reich eine Vereinbarung traf, in deren Verwirklichung deutsche Lehrtruppen nach verschiedenen Garnisonen in Rumänien abgingen. Die Aufnahme dieser Lehrtruppen war äußerst herzlich, und es entwickelte sich damals schon ein Geist der Kameradschaft, der dann im Kampf gegen die Sowjetunion die Feuertaufe bestand. Von welch weittragender Bedeutung die Schulung und die daraus erwachsende soldatische Gemeinschaft sein sollte, das hat der Kampf der Bundesgenossen gegen die Sowjets klar gezeigt.

Von jeher war die rumänische Erde kampfumwittert. Das Land zwischen Dnjestr und Donau, zwischen den Karpaten und dem Schwarzen Meer war Tataren und Türken, Russen und Polen begehrenswert als Durchgangsland und als Vorfeld weitergehender machtpolitischer Pläne. So hatte das rumänische Volk zahlreiche Kämpfe zu bestehen.

Als 1859 die beiden Fürstentümer Moldau und Walachei vereinigt wurden, zählten sie lediglich eine bewaffnete Macht von 12 000 Mann mit 15 Geschützen. Fürst Cuza erhöhte den Stand des stehenden Heeres auf 20 000 Mann und errichtete dazu eine Miliz von 25 000 Mann. Er rief eine französische Offiziersmission in die beiden Fürstentümer und entsandte zahlreiche rumänische Offiziere an französische Kriegsschulen. Als 1866 der bis 1914 regierende König Karl I. aus dem Hause Hohenzollern - Sigmaringen Rumäniens Herrscher wurde, kam es zur Anlehnung an die preußische Soldatentradition; damals begann ein planmäßiger Ausbau der rumänischen Armee. 1877 konnte Karl I. bereits mit einem Heer von 66 000 Mann und 144 Geschützen die Donau überschreiten und bei Plewna einen glänzenden Sieg erringen, der Rumäniens Abhängigkeit von der Türkei beendete und auch Bulgariens Weg in die Freiheit unterstützte. Der Ausbau der Armee nach deutschen Grundsätzen wurde fortgesetzt; im Balkankrieg 1913 konnte Rumänien eine Armee von 410 000 Mann mit fast 8000 Offizieren und 91 000 Mann Reserve mobilisieren.

Der wachsende Druck der Entente erzwang August 1916 Rumäniens Kriegseintritt gegen die Mittelmächte. An Waffen und Erfahrungen unterlegen, mußte dieser Krieg für Rumänien katastrophal enden. Daß aber die rumänischen Soldaten tapfer kämpften, ist vielfach von deutscher Seite ausgesprochen worden. Nach Weltkriegsende wehrte Rumänien mehrere Angriffsversuche bolschewistischer Gruppen auf Bessarabien ab und half auch Ungarn bei der Niederwerfung des bolschewistischen Blutregimes. Es widmete weiter dem Aufbau seiner Armee größte Aufmerksamkeit. Der rumänische Offizier begab sich zum Unterschied von anderen Balkanländern nicht auf die politische Tribüne und griff nur dann ins politische Leben ein, wenn er von der Staatsführung gerufen wurde. Trotz großer Wehr- und Rüstungsausgaben blieb die Entwicklung des rumänischen Wehrwesens unzulänglich. General Antonescu kannte seit langem die Mängel der rumänischen Wehrmacht. Er rief dann auch, als er die Staatsführung und den Wiederaufbau Rumäniens in die Hand genommen hatte, eine deutsche Lehrtruppe ins Land.

Als befreiendes Ereignis von einmaliger europäischer Bedeutung begriff Rumänien den geschichtlichen Entschluß vom 22. Juni 1941 und trat in den „heiligen Krieg" gegen die Sowjetunion ein.

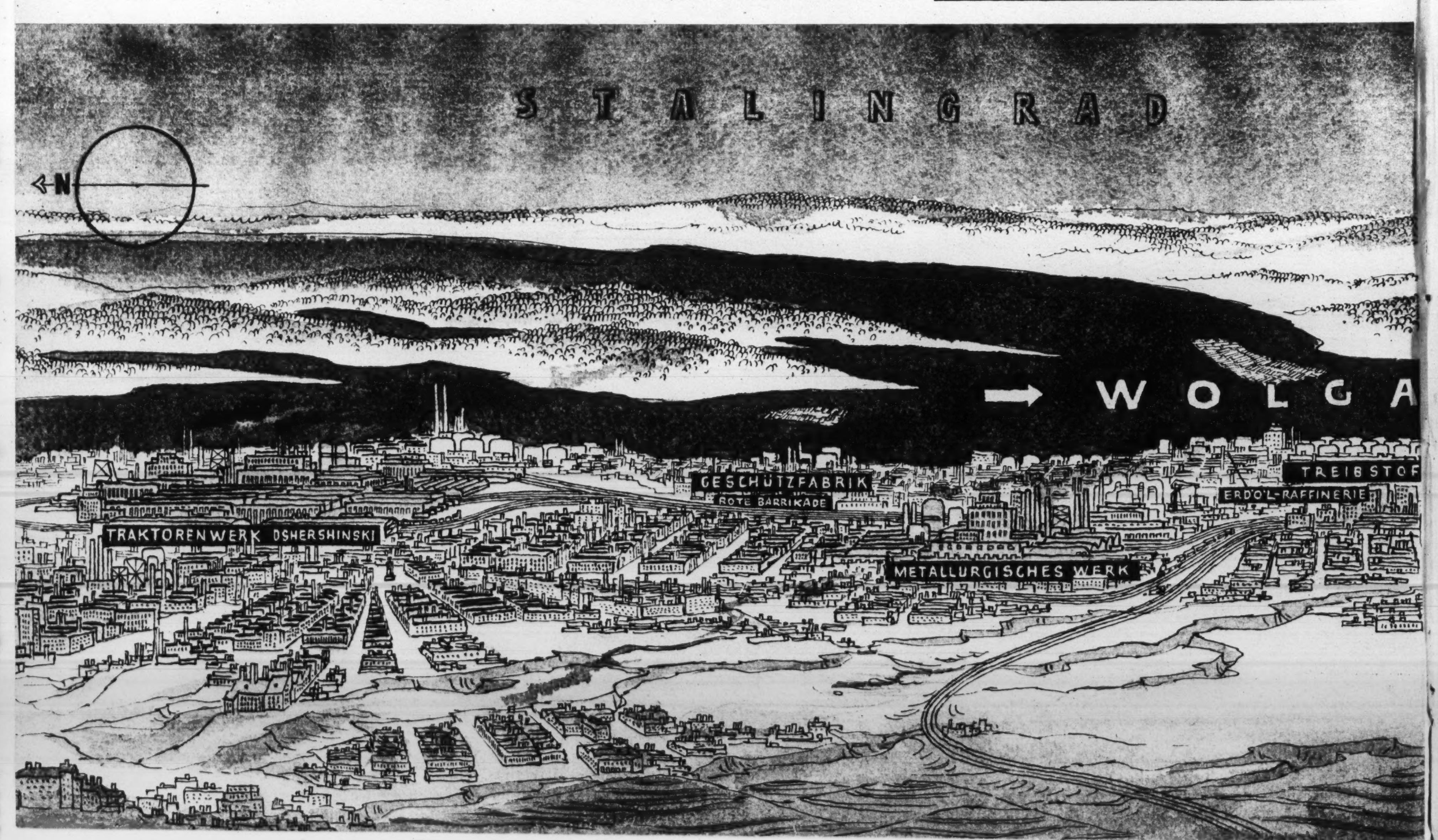
Rumäniens Soldaten wehrten sowjetische Stoßtrupps, Fallschirmjäger, Angriffe auf Konstanza, die Donauhäfen und Bukarest ab, und ihre Angriffsbereitschaft machte eine harte Geduldsprobe durch, bis die Zeit des Vormarsches im Abschnitt zwischen Waldkarpaten und Schwarzem Meer gekommen war. Am 3. Juli 1941 meldete das Oberkommando der Wehrmacht: „Schulter an Schulter haben gestern deutsche und rumänische Verbände aus der nördlichen Moldau heraus den Pruth überschritten und befinden sich im Vorgehen gegen den Dnjestr." 30 Infanteriedivisionen, acht Kavalleriedivisionen und 14 motorisierte Brigaden standen sowjetischerseits den deutsch-rumänischen Truppen gegenüber, die unter dem Oberbefehl General Antonescus vorrückten.

Czernowitz war am 5. Juli von rumänischen Gebirgsjägern, die in wenigen Tagen 250 Kilometer zurückgelegt hatten, genommen. Das Buchenland war am 6. Juli gänzlich in rumänischer Hand. Am 27. Juli war ganz Bessarabien gewonnen, und die Verfolgungskämpfe hatten bereits an verschiedenen Stellen weit über den Dnjestr hinausgeführt. Schon am 29. Juli standen rumänische Truppen am südlichen Bug und zeichneten sich nun in den Kämpfen in der Ukraine hervorragend aus. Am 6. August überreichte der Führer dem Oberbefehlshaber General Antonescu als erstem nichtdeutschem Offizier und als erstem ausländischem Staatschef das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes und würdigte damit die großartigen Leistungen der rumänischen Waffengefährten.

Odessa, dessen Belagerung und Eroberung als Heldenlied rumänischen Kampfgeistes in die Kriegsgeschichte eingegangen ist, wurde am 14. August eingeschlossen. „Unter dem Oberbefehl des Staatsführers von Rumänien, Marschall Antonescu, hat eine rumänische Armee, unterstützt von wenigen Sonderverbänden des deutschen Heeres und der deutschen Luftwaffe, am 16. Oktober Stadt und Hafen Odessa genommen", meldete am 17. Oktober der deutsche Wehrmachtsbericht. Gleichzeitig mit dem erbitterten Ringen um Odessa aber hielt der erfolgreiche Einsatz rumänischer Truppen in anderen Kampfabschnitten an: am Dnjepr südlich von Kiew, in der Ukraine und am Asowschen Meer. Besondere Würdigung wird die Leistung der rumänischen Wehrmacht erfahren, wenn die Geschichte der Kämpfe um die Halbinsel Krim geschrieben wird. Ende Oktober nahmen rumänische Einheiten eine Insel an der Nordwestküste des Asowschen Meeres; im Verein mit deutschen Truppen erkämpften sie sodann den Zugang zur Krim. An den weiteren Kämpfen den ganzen Winter über hatten alle auf der Krim stehenden rumänischen Einheiten rühmlichen Anteil. Der Kommandeur einer Gebirgsjägerbrigade, General Lascar, erhielt für seine Führung und den Einsatz seiner Truppen das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Feodosia, Balaklava, Sewastopol sind die stolzen Namen, die als Höchstleistungen rumänischen Kampfesmutes in den Blättern der Kriegsgeschichte verzeichnet sind. Während der großen Offensive dieses Jahres haben die rumänischen Waffen neuen Ruhm erworben. An den Brennpunkten des Kampfes im Donezgebiet, in der Kesselschlacht von Charkow, nördlich des Donez, im Dongebiet, südlich des Don, entlang der Ostküste des Schwarzen Meeres, durch die Einnahme von Jeisk und Slavjanskaja und später bei den Kämpfen um Noworossisk und um Stalingrad haben die Rumänen erneut ihre hervorragende Kampftüchtigkeit bewiesen. Die Waffenkameradschaft und der Einsatz Rumäniens für das neue Europa wurden dadurch gewürdigt, daß nach Marschall Antonescu und General Lascar die Generale Manoliu und Petre Dumitrescu und der Generalleutnant Dragalina das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes erhielten. Jede Waffengattung der rumänischen Wehrmacht zu Lande, zur Luft und zur See hat höchste Leistungen erreicht.

Anspruchslos und genügsam, ausdauernd und gehorsam, anpassungsfähig und geduldig, hat der rumänische Soldat durch seine Leistungen bewiesen, daß er zu Europas besten Kriegern zählt. *Franz Riedl*

Unser Titelbild: Nach dem Abschuß!
Von Kriegsberichter Wundhammer









↑ *In 4320 Meter Höhe befindet sich die höchste Geschützstellung dieses Krieges. Im Weltkrieg 1914/1918 stand das höchste Geschütz auf dem 3800 Meter hohen Ortler*

← *Tag und Nacht beobachten die Posten auf der B-Stelle, die wie ein Horst an dem Gipfel des Berges lehnt, die wichtigsten Pässe*

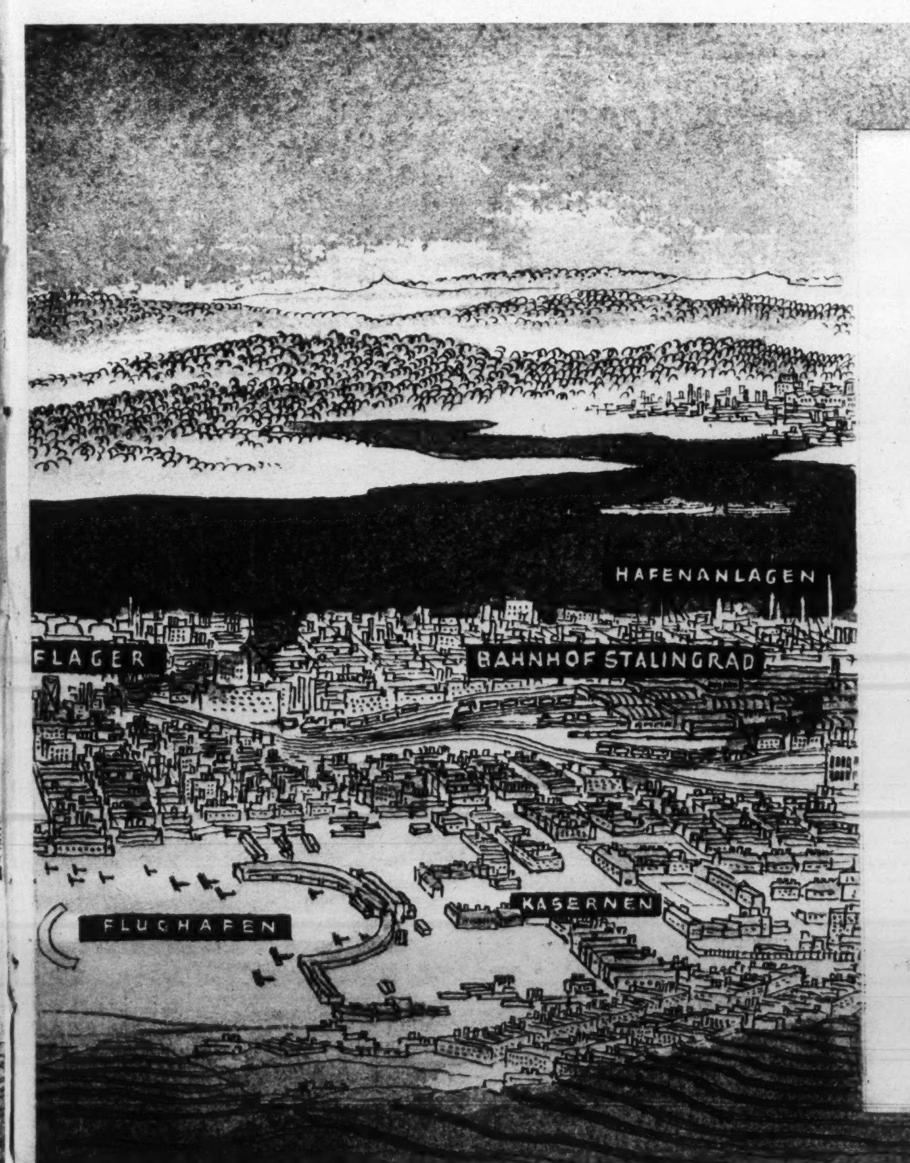
Der Kartenzeichner sitzt oben auf dem Gipfel, der weithin Höhen und Täler beherrscht →

Aufnahmen: Kriegsberichter Rieder

4320 METER:

DIE HÖCHSTE GESCHÜTZSTELLUNG!

Die Gebirgsjäger hoch oben auf den Gipfeln der Viertausender des Kaukasus können von sich behaupten, daß sie die höchsten Erdkämpfer dieses Krieges sind. Mühsam und unter schier übermenschlichen Anstrengungen haben sie mit ihren Maultieren Geschütze und Munition über Grate, Kämme, Pässe und Schneefelder auf die Gipfel geschleppt. Von hier aus beherrschen sie wichtige Paßstraßen des Gebirges.



STALINGRAD

DAS BOLSCHEWISTISCHE BOLLWERK AN DER UNTEREN WOLGA

Der Riesenstrom Wolga macht an seinem unteren Lauf einen nach Westen spitz zulaufenden Knick. Als Iwan der Schreckliche das Land um die Mitte des 16. Jahrhunderts eroberte, entstand hier das Städtchen Zaritzyn — der Name bedeutet soviel wie „Stadt der Zarin" —, das über drei Jahrhunderte hindurch ein unbedeutendes Nest an der Grenze eines weiten Steppen- und Wüstengebietes blieb.

Erst als sich der Bergbau im Donezbecken und die Ölförderung im östlichen Kaukasus zu entwickeln begannen, schnellte die Bedeutung Zaritzyns empor. Nur 45 Kilometer westlich von Zaritzyn befand sich nämlich der östlichste Punkt des Donbogens. Die beiden Flußhäfen Zaritzyn an der Wolga und Kalatsch am Don wurden durch einen Schienenstrang miteinander verbunden, und auf diesem Wege wurde das von der oberen Wolga und dem Stromgebiet seines nordöstlichen Nebenflusses, der Kame, geflößte Holz nach dem Donezbecken befördert, wo es hauptsächlich als Grubenholz verwandt wurde. Den umgekehrten Weg nahmen die Kohlentransporte, die das Moskauer Industrierevier und die Schwerindustrie am Ural zum Ziele hatten. Und dann kamen noch die Öltransporte aus Baku und Grosnyi hinzu, die entweder über die Wolga in nördlicher Richtung oder über den Don in westlicher Richtung verschifft wurden. Die Erdölindustrie und der Erdölhandel hatten in einem besonderen Stadtteil, dem „Erdöl-Städtchen", ihren Sitz. 1902 stand Zaritzyn mit 68 000 Einwohnern bereits an fünfter Stelle unter den Wolgastädten unterhalb von Kasan.

Im Bürgerkrieg von 1918 gewann Zaritzyn mit einem Male die Bedeutung einer strategischen Schlüsselstellung, da sich die Landschaft an der Wolga wie ein roter Keil zwischen den beiden in Südrußland und von Sibirien aus operierenden antibolschewistischen Armeen einschob. Etwa anderthalb Jahre hindurch stürmten zunächst die Donkosaken des Generals Krasnow und dann die Reiter des Generals Wrangel gegen Zaritzyn an. Der Oberbefehlshaber der roten Truppen in Zaritzyn war Woroschilow und sein Armeekommissar Stalin. Durch Terror und Aufhetzung gelang es diesen beiden, Zaritzyn zu einem „Roten Verdun"

(Fortsetzung auf Seite 9)



Es gibt eine Unmenge Dinge, die erscheinen uns so selbstverständlich wie beispielsweise die Sterne am Himmel. Erst wenn man sie plötzlich entbehrt oder — um im Bilde zu bleiben — wenn die Sterne plötzlich aufhören würden zu leuchten und man sozusagen mit der Nase auf den Komplex „Sternenhimmel" gestoßen wird, erkennt man ihre Wichtigkeit, ihre Bedeutung und ahnt, daß selbst das Selbstverständlichste auf der Welt nicht so selbstverständlich ist, wie man beiläufig angenommen hat. Wenn der Kradfahrer beispielsweise seinen Tank mit Benzin füllt — was wird er sich da schon groß Gedanken über dessen Herstellung machen. Benzin ist da oder nicht da, und Benzin muß ich haben, damit meine „Mühle" wieder flott wird. So denkt er. Er wird vielleicht etwas von der synthetischen Herstellung des Benzins gehört haben, aber wie das nun eigentlich entwickelt worden ist, wer auf die Idee gekommen ist, es aus Kohle herzustellen, das sind ihm „böhmische Dörfer". Wir haben unsern Mitarbeiter gebeten, uns etwas über die Herstellung von Benzin aus Kohle zu erzählen.

Auf einer Woge von Öl sind — nach dem bekannten französischen Wort — die Ententemächte des Weltkrieges 1914/18 zum Siege geschwommen. „Schickt Öl", rief Clemenceau, „Öl ist wichtiger als Blut!" Das sagte er zu einem Zeitpunkt, als die Motorisierung gerade erst begann, auch die modernen Heere in ihren Machtbereich zu ziehen.

Heute bedarf es keiner besonders tiefen Einsicht mehr, um die zentrale Stellung des Motors und seiner Nahrung zu erkennen. Treibstoff ist das Lebenselixier einer Volkswirtschaft geworden, seine Geschichte ist ebenso mit Blut und Tränen geschrieben wie die des Goldes, der Kohle, des Kautschuks. Das Erdöl begann plötzlich eine Hauptrolle in allen wirtschaftspolitischen Überlegungen zu spielen. Hier war ein Rohstoff von höchster ziviler und militärischer Bedeutung, dessen Verbrauch sprunghaft wuchs und weiter wachsen würde, von dem es aber sicher nur begrenzte Vorräte gab. Und diese düster-sensationellen Prophezeiungen, dies Bild einer vollmotorisierten Welt, deren Millionen Kraftmaschinen ohnmächtig und bewegungslos vor versiegten Bohrtürmen verkommen mußten, das mochte der Phantasie wohl Nahrung geben. Zwar gingen die Schätzungen der Sachverständigen weit auseinander; einige sagten die Erschöpfung der Erdölquellen für die nächsten ein oder zwei Jahrzehnte voraus, andere begnügten sich mit einem Jahrhundert. Über die Unausweichlichkeit des Endes aber waren sich alle einig.

In Wahrheit aber war die Gefahr schon gebannt, ehe sie ins Bewußtsein der Menschheit getreten war, und wieder einmal kommt das Verdienst daran den deutschen Chemikern zu. Im Jahre 1913 wurden dem Professor Bergius zwei Patente über „Kohleverflüssigung" erteilt.

Bergius, Friedrich, Carl Rudolf, Dr. phil., geb. 11. Okt. 1884. 1931 Nobel-Preisträger für Chemie. Erfindungen: Von 1910 ab viele in- und ausländische Patente, u. a.: Verfahren z. Darst. v. flüss. oder lösl. org. Verbindungen aus Kohle, Torf und Holz durch Hydrierg. b. hohen Drücken und erhöhten Temperaturen. Verfahren z. Darst. v. Benzin und anderen gesättigten Kohlenwasserstoffen aus hochsied. u. ungesätt. Kohlenwasserst.

Was heißt Kohleverflüssigung? Die Chemie hat, wie jeder weiß, nachgewiesen, daß alle Stoffe dieser Welt, Verbindungen einer verhältnismäßig geringen Zahl von Urstoffen, von chemischen Elementen sind. So wie sich alle Wörter der deutschen Sprache aus den 26 Buchstaben des Alphabets zusammensetzen, so bestehen alle Stoffe, denen wir je begegnen können, aus den rund 90 Elementen, die der Chemiker erforscht hat. Und wie der Austausch, das Hinzukommen, ja, schon das Umstellen eines einzigen Buchstabens den Sinn eines Wortes völlig verändert — etwa aus „Tor" „rot" macht —, so kann ein geringfügiger Umbau des Moleküls, d. h. der chemischen Verbindung, den Charakter des Stoffes gänzlich verändern. So besteht etwa Wasser aus zwei Gasen — Sauerstoff und Wasserstoff —, Zucker aus diesen beiden Gasen und dem festen, schwarzen Kohlenstoff. Und wie endlich in der deutschen Sprache der Buchstabe „e" bei weitem der häufigste ist, so gibt es auch in der Chemie ein wichtiges Element — eben den Kohlenstoff. Wir kennen einige hunderttausend Kohlenstoffverbindungen, aber nur einige tausend, die ohne ihn auskommen. Kohlenstoff ist das geselligste, verbindungsfreudigste, wandlungsfähigste Element, das wir kennen.

Kohlenwasserstoffe, Verbindungen des Kohlenstoffs mit Wasserstoff in verschiedenen Mengenverhältnissen. Aus den K. kann die Chemie alle organischen Stoffe ableiten. Sie unterscheidet zwei Hauptgruppen. Die eine wird abgeleitet von Methan (Gruben- oder Sumpfgas, CH_4), zu ihr gehören die Fette und Öle, die Paraffine und viele Gase, verwandot zur Heizung, Beleuchtung und zum Antrieb von Motoren. Die zweite Gruppe wird abgeleitet vom Benzol (C_6H_6), meist bei der Entgasung von Steinkohlen gewonnen, besonders zur Herstellung von Farben benutzt. Wegen der großen Wichtigkeit der K. (Benzin, Benzol) als Betriebsstoff werden sie seit kurzem künstlich aus den beiden Grundstoffen hergestellt. Diese Verbindung des Kohlenstoffs mit Wasserstoff zu flüssigen K. heißt Verflüssigung der Kohle. Am bekanntesten ist das Berginverfahren nach Professor Bergius, berühmte deutsche Erfindung.

Die Chemiker haben, soweit es ging, die Zusammensetzung aller Stoffe erkundet und eine Unzahl neuer Stoffe synthetisch aufgebaut. Naturgemäß mußte auch das Erdöl sich dieser peinlichen „Befragung" unterziehen. Es ergab sich, daß das Erdöl durchaus keinen einheitlichen Stoff darstellt, sondern ein Gemenge verschiedener „Kohlenwasserstoffe", d. h. Verbindungen von Kohlenstoff- und Wasserstoff-Atomen in wechselnder Anzahl und Zusammensetzung. Wir wollen uns hier nicht in die Mineralöl-Chemie vertiefen. Genug ist zu sagen: die wichtigen Mitglieder der „Erdölfamilie" — Schmieröl ebenso wie Dieselöl oder Petroleum oder Benzin — bestehen aus ein wenig Kohlenstoff und Wasserstoff. Und wenn es gelingt, diese beiden Elemente in der Retorte in richtiger Weise zusammenzusetzen, so hat man aus Kohle und Wasserstoff Benzin gemacht — man hat „die Kohle verflüssigt".

Wenn es gelingt! Leider sträuben sich die Atome mit Heftigkeit dagegen, auf vorgeschriebene Art zusammenzutreten. Erst als Bergius sehr hohe Drucke und hohe Temperaturen anwandte, war ihm Erfolg beschieden. Jedoch mißlang es damals, das Verfahren aus dem

Laboratorium in die Praxis zu übertragen, und so blieb Deutschland im Weltkrieg 1914/18 ohne eigene Benzinproduktion. Nach dem Kriege nahm Matthias Pier bei der I.G. Farbenindustrie das Problem wieder auf, gestützt auf die Erfahrungen, die man inzwischen bei der künstlichen Stickstofferzeugung gewonnen hatte. Am 1. März 1924 konnte er in seinem Versuchsofen — der nicht größer als ein Gewehrlauf war! — aus einem Liter Braunkohlenteer mit Wasserstoff unter hohem Druck ein Liter Benzin gewinnen; am 1. April 1927 begannen die Benzinpumpen in Leuna zu sprudeln: Deutschlands wichtigste Ölquelle war damit erschlossen und das Gespenst des Erdölmangels für alle Zeit aus der Welt verbannt.

Matthias Pier, Dr. phil. Hat ganz außergewöhnliche Verdienste um die deutsche Treibstoffversorgung. Sein Lebenswerk: Die Methanolsynthese und die katalytische Hochdruckhydrierung von Kohle zu Benzin und Öl. 1910: Zentralstelle für wissenschaftliche und technische Untersuchungen in Neubabelsberg, wo er u. a. Versuche über katalytische Druckverfahren aufnahm. Im Jahre 1925 wurde bei 200 Atm. Druck im dynamischen Versuch das erste Autobenzin in 100 volumprozentiger Ausbeute aus Braunkohlenteer und wenig später auch aus Kohle hergestellt.

Warum war diesmal so rasch gelungen, was Jahrzehnte hindurch allen Anstrengungen getrotzt hatte? Nun die Chemiker der I. G. Farbenindustrie hatten einen wichtigen Mitspieler in das chemische Drama, das sich in den Hochdrucköfen abspielt, neu eingeführt: den Katalysator! Ein Katalysator ist so etwas wie ein chemischer Heiratsvermittler. Er ist ein Stoff, der durch seine bloße Gegenwart eine chemische Reaktion zustande bringt, die sonst nicht abläuft. Er hilft den Partnern ihre Scheu zu überwinden und zusammenzukommen, zieht sich aber nach geglücktem Werk diskret und unbeteiligt zurück. Ein kleines Beispiel kann jeder überprüfen: Sucht man ein Stück Würfelzucker anzuzünden, so mißlingt das. Der Zucker brennt nicht, sondern schmilzt und tropft als zäher brauner Sirup herab. Betupft man den Zucker vorher mit einer Spur Zigarrenasche, so entflammt er sogleich am Streichholz und brennt nun mit ziemlich ruhiger Flamme weiter. Die Katalysatorwirkung der Ascheständchen hat dies Wunder zuwege gebracht.

Wir haben inzwischen erkannt, welch ungeheure Rolle die Katalysatoren für alle chemischen Prozesse spielen — auch für die, welche im belebten Organismus stattfinden. Die Natur arbeitet grundsätzlich katalytisch, und auch die Groß-Chemie von heute tut es. Als man erst in unendlich langen Versuchsreihen die richtigen Katalysatoren gefunden hatte, war das Problem der Benzinsynthese gemeistert. Heute kann man fast aus allem, was nur Kohle enthält, auch Benzin machen, ja, noch mehr, man kann den Herstellungsprozeß beliebig steuern, und etwa in ein und derselben Fabrikanlage nach Wunsch Schmieröl, Dieselöl, Benzin oder auch Fett erzeugen.

Katalyse (grch.) w, Hervorrufen, Beschleunigen oder Verhindern eines chemischen Vorgangs durch die Anwesenheit eines Stoffes, der selbst keine merkbare Veränderung erleidet, des K a t a l y s a t o r s. Für die chemische Technik von größter Wichtigkeit.

Was das für die Volkswirtschaft und auch für die Technik bedeutet, leuchtet ein. Bisher mußte man das Erdöl so nehmen, wie die Natur es gerade bereitet hatte — und die Natur hat bei ihrer Produktion nicht an moderne Motoren gedacht! In großen Destillationstürmen wird das Rohöl dann in seine Bestandteile zerlegt und oft mühsam genug gereinigt. Synthetisches Benzin hingegen entstammt dem Zauberofen der Chemie, es ist nach einem übersehbaren und klar zu steuernden Prozeß aus seinen Elementen Kohlenstoff und Wasserstoff aufgebaut; der armdicke Strahl, der an den Schaugläsern der Endstufe vorbeirauscht, enthält Benzin von stets gleicher Zusammensetzung und gleichen Eigenschaften. Ja, manche Kohlenwasserstoffe, wie das Iso-Oktan — der wichtige Bestandteil hochklopffester Fliegerbenzine —, lassen sich überhaupt nur synthetisch erzeugen.

Kraftstoff und Motor können heute in vollendeter Weise aufeinander abgestimmt werden, und wir Deutschen sind in der glücklichen Lage, gleich zwei Synthese-Verfahren zu besitzen, die in langen Jahren völlig durchgearbeitet wurden. Bei der Hochdruckhydrierung der I. G. Farbenindustrie macht man aus dem Ausgangsprodukt — Braun- oder Steinkohle, Teer, Schweröl — zunächst ein schwerflüssiges Mittelöl, das dann durch weitere Anreicherung mit Wasserstoff in Benzin umgewandelt wird; Temperaturen mit 500 Grad, Drucke von 200 Atmosphären, erzwingen den Prozeß mit Hilfe zweier verschiedener Katalysatoren. Bei dem Verfahren der Ruhrchemie nach Fischer-Tropsch zerlegt man die Ausgangsstoffe zuerst in Gasform, und setzt dann — bei geringer Temperatur und niedrigem Druck, aber natürlich wieder mit geeigneten Katalysatoren — diese Gase zu dem gewünschten Endprodukt — Benzin, Öl, Fett — zusammen. Beiden Verfahren ist eines gemeinsam: Sie gehen von einem fast unerschöpflichen Rohstoff aus, von der Kohle.

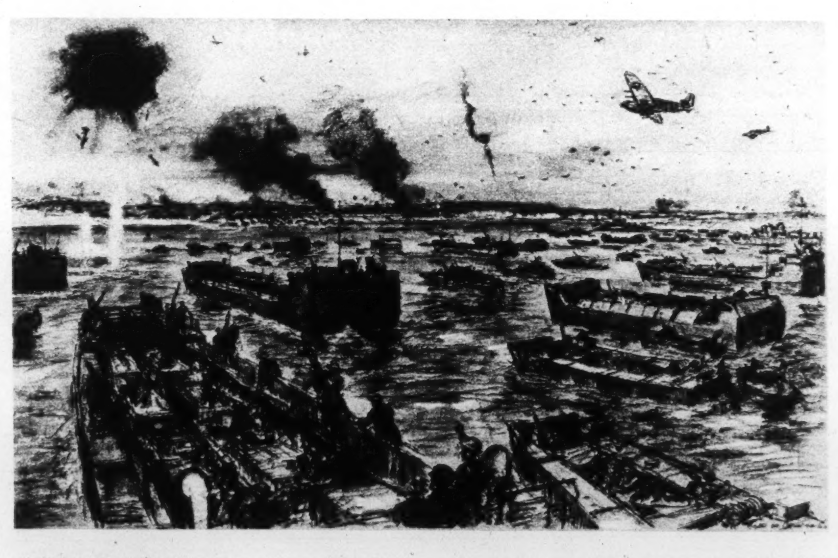
ALBIONS Griff nach dem Kontinent

1100 JAHRE ENGLISCHE INVASIONSVERSUCHE GEGEN DAS FESTLAND

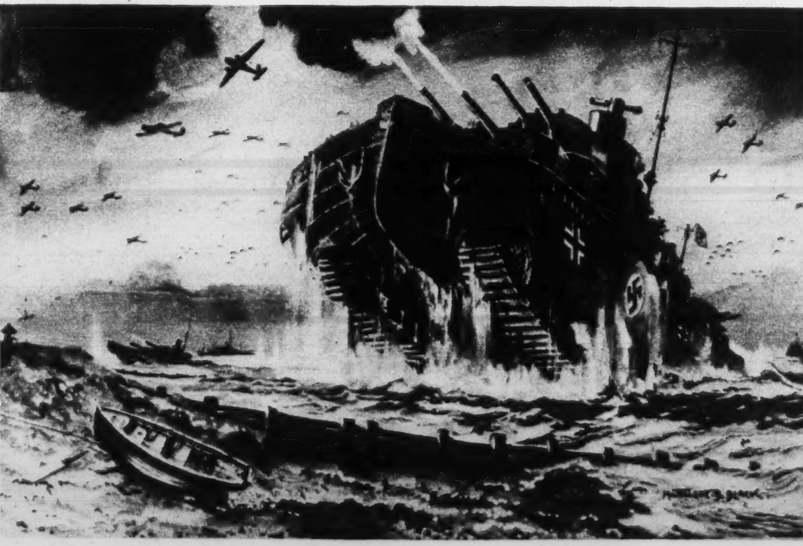
„Ich sterbe vor der Zeit, ermordet durch die englische Gewaltherrschaft und ihre Schergen." Der größte Franzose, Napoleon I., hat mit diesen Worten seines Testamentes auch die für alle Zeiten bitterste Anklage gegen den Todfeind Frankreichs, das imperialistische England, gerichtet. Schon als er noch Erster Konsul war, hatte ihm der Präsident der gesetzgebenden Körperschaft von der Tribüne zugerufen: „Frankreich hat nur einen Herrn, und das sind Sie, und nur einen Feind, und das ist England." England der Todfeind Frankreichs? Uns, die wir die langjährige „Entente cordiale" der beiden Staaten miterlebt und ihre „Segnungen" verspürt haben, mag dieses Wort von der unüberbrückbaren Gegnerschaft zunächst unverständlich und zweifelhaft erscheinen. War denn, so fragen wir uns, diese Gemeinschaft nicht historisch begründet und in der Natur der beiden Völker verankert? Das Gegenteil ist der Fall. Eine lückenlose Kette historischer Tatsachen beweist, daß Frankreich immer im Kampf gegen England gestanden hat, solange in bedeutenden Männern und in der Masse des französischen Volkes das Gefühl nationaler Würde lebendig war.

Ihre tiefere Ursache hat diese Frontstellung Englands gegen den Kontinent und damit auch gegen Frankreich in der Zielsetzung der britischen Politik, das Prinzip der „Balance of Power", des europäischen Gleichgewichts, auf dem Kontinent durchzusetzen. Das auf die Bewahrung seiner schwimmenden Bastion angewiesene Inselreich war ständig darauf bedacht, die kontinentalen Staaten gegen die stärkste Kontinentalmacht zusammenzufassen, um den gewünschten Gleichgewichtszustand vom Zünglein der Waage aus aufrechtzuerhalten und zu gewährleisten, und sich dadurch vor der vielleicht möglichen Bedrohung durch eine kontinentale Vormacht zu sichern. Aus dieser ewigen Furcht, das zusammengeraffte Weltreich einer Zerstörung vom Mutterland her auszusetzen, leitete England seinen selbstherrlichen Anspruch her, immer wieder den Fuß auf den europäischen Kontinent zu setzen. So ist seit dem Einfall der Normannen in der Mitte des 9. Jahrhunderts kein Jahrhundert vergangen, in dem nicht die Engländer in feindlicher Absicht französischen Boden betreten haben, Hafenstädte in Besitz nahmen und plündernd und sengend weit in das Innere des Landes eindrangen.

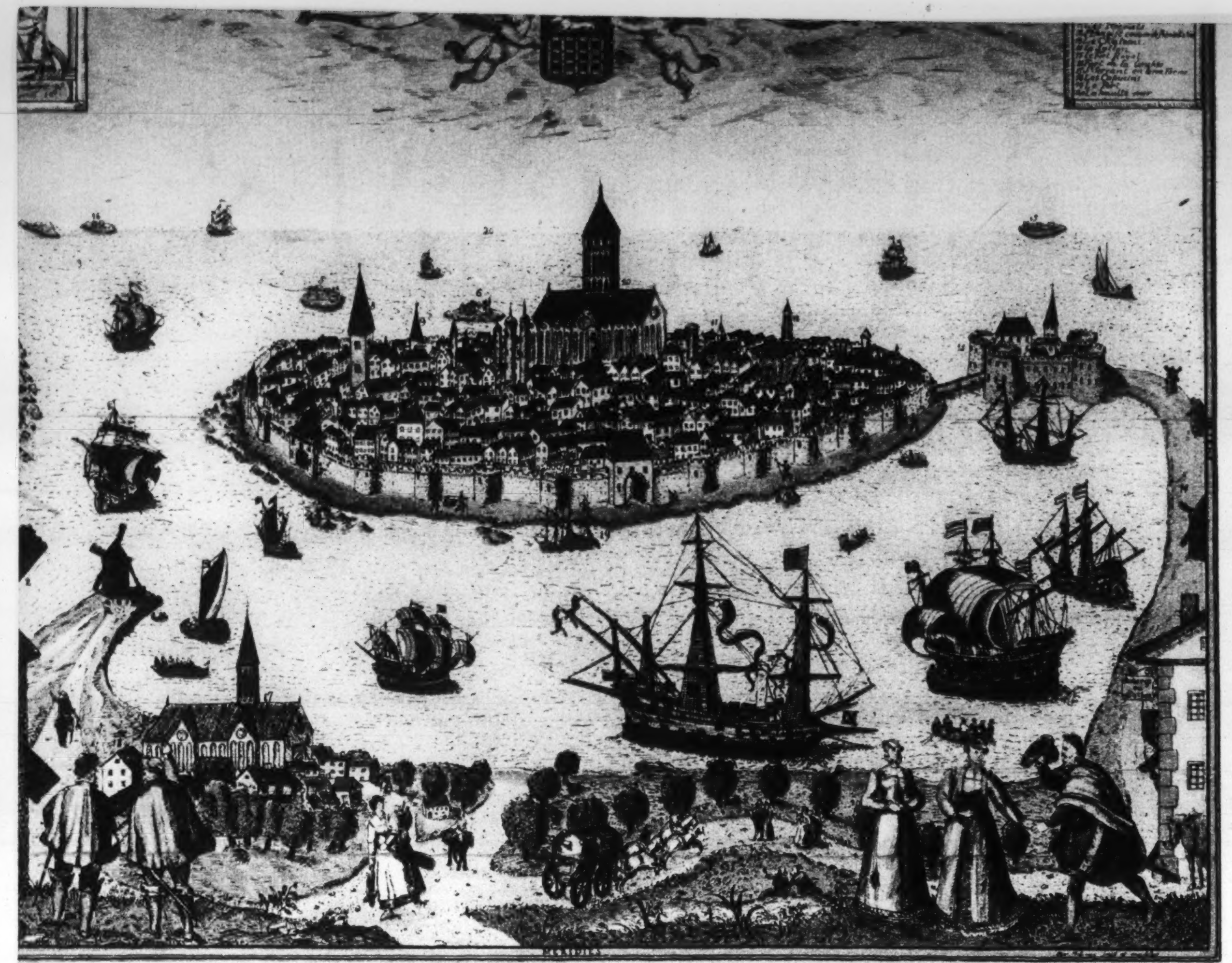
Wir denken an den hundertjährigen Krieg, den großen Freiheitskampf der Franzosen. Nicht weniger als sieben Feldzüge unternahm Eduard III. nach Frankreich. Er erfocht zunächst große Siege, aber die Krone Frankreich als im Boden wurzelnde Macht behauptete dennoch das Übergewicht über den englischen Eroberer, der tief in die vorgeschobenen Provinzen vordrang, jedoch die Isle de France vergebens berannte. König Heinrich V. von England glaubte, im Jahre 1415, das Schicksal zwingen zu können, als er die Franzosen bei Agincourt so vernichtend schlug, daß das Schlachtfeld von den gefallenen französischen Baronen, Prinzen und Würdenträgern dicht bedeckt lag. Trotz dieses Sieges zerrann wiederum der Erfolg dieses Feldzuges im Sande. Da trat die unzerstörte Lebenskraft des französischen Volkes in einer Erscheinung zutage, wie sie bis dahin noch nicht erlebt worden war: Johanna von Orléans erschien im Felde und spornte ihre Landsleute zu einzigartigen Waffentaten an. So mußte England im Endergebnis doch den Boden des französischen Festlandes aufgeben. Es blieben ihm als Stützpunkte nur die Festung Calais und die alten Normanneninseln Guernsey und Jersey, die zu starken Festungen gegen



Die „britische Armada" vor Dieppe. *Ein britischer Kriegszeichner, der den Invasionsversuch miterlebte, zeigt in der „Illustrated London News" den dicht geballten Aufmarsch der Landungsflotte während des Landungsversuches. „Alles ging genau wie ein Uhrwerk", erzählt er hierzu und meint damit allerdings nicht die deutsche Abwehr, die dafür sorgte, daß es für Albion einmal mehr ein Tag der blutigen Köpfe wurde . . .*



Englands ewiger Angsttraum *ist es, einmal selbst auf der Insel überrascht zu werden. Hier rollt unheilbringend ein Stahlkoloß nach Überquerung des Kanals an den Strand. „Der Erfindergeist der Nazis wird nichts unversucht lassen, uns zu überrumpeln", heißt es zu diesem Bild, das in einer anderen großen englischen Zeitschrift erschien*



St. Malo, eine Festung Frankreichs gegen England. *Dieser alte Stich zeigt die idyllische Stadt der Bretagne im Jahre 1586. Frankreichs berühmter Baumeister Vauban verstärkte die schon vorhandenen Befestigungen gegen die britischen Eindringlinge. In den Jahren 1693, 1695, 1758 und zur Zeit der Napoleonischen Kriege versuchten die Briten wiederholt, St. Malo zu erobern und die dort ankernden Flotten zu vernichten*

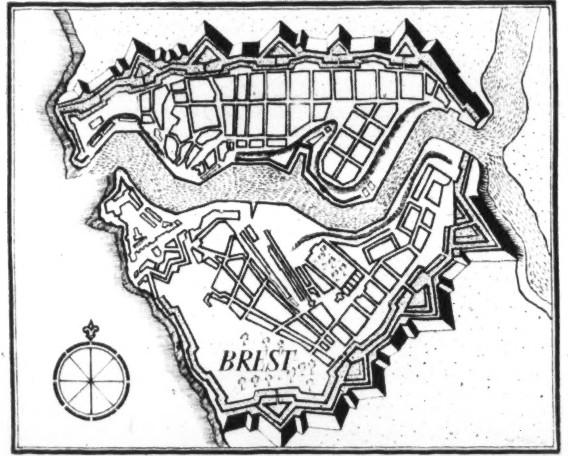


Bild oben: **Der Festungsgürtel von Brest im Jahre 1692**
Bild rechts: **Napoleons Kriegsplan.** *Er wollte die Insel zu Wasser, unter der Erde und aus der Luft angreifen, und sein Plan, durch einen Kanaltunnel die Insel unterirdisch zu erreichen, war durchaus ernst zu nehmen. Doch dazu kam es nicht mehr. „Ich sterbe vor der Zeit, ermordet durch die englische Gewaltherrschaft und ihre Schergen", schreibt er, von Haß gegen Albion erfüllt, in seinem Testament*

Frankreich ausgebaut wurden. Noch heute sind auf Jersey die alten Kanonen von Elisabeth Castle auf Frankreichs Küste gerichtet.

Der der Küste der Normandie vorgelagerte „Wunderberg im Meer", der Mont Saint-Michel, aber gab in dem hundertjährigen Ringen dem Ansturm der Engländer nicht nach. Dreimal versuchten sie, den Franzosen das zur Festung ausgebaute Nationalheiligtum zu entreißen. Trotz langer Belagerungen, trotz heimtückischer Listen und Ränke der Engländer blieb der Berg französisch, selbst als sein verräterischer Abt, Robert Jolivet, sich für die Sache der Engländer entschied und diese zum Sturm gegen die Abtei führte.

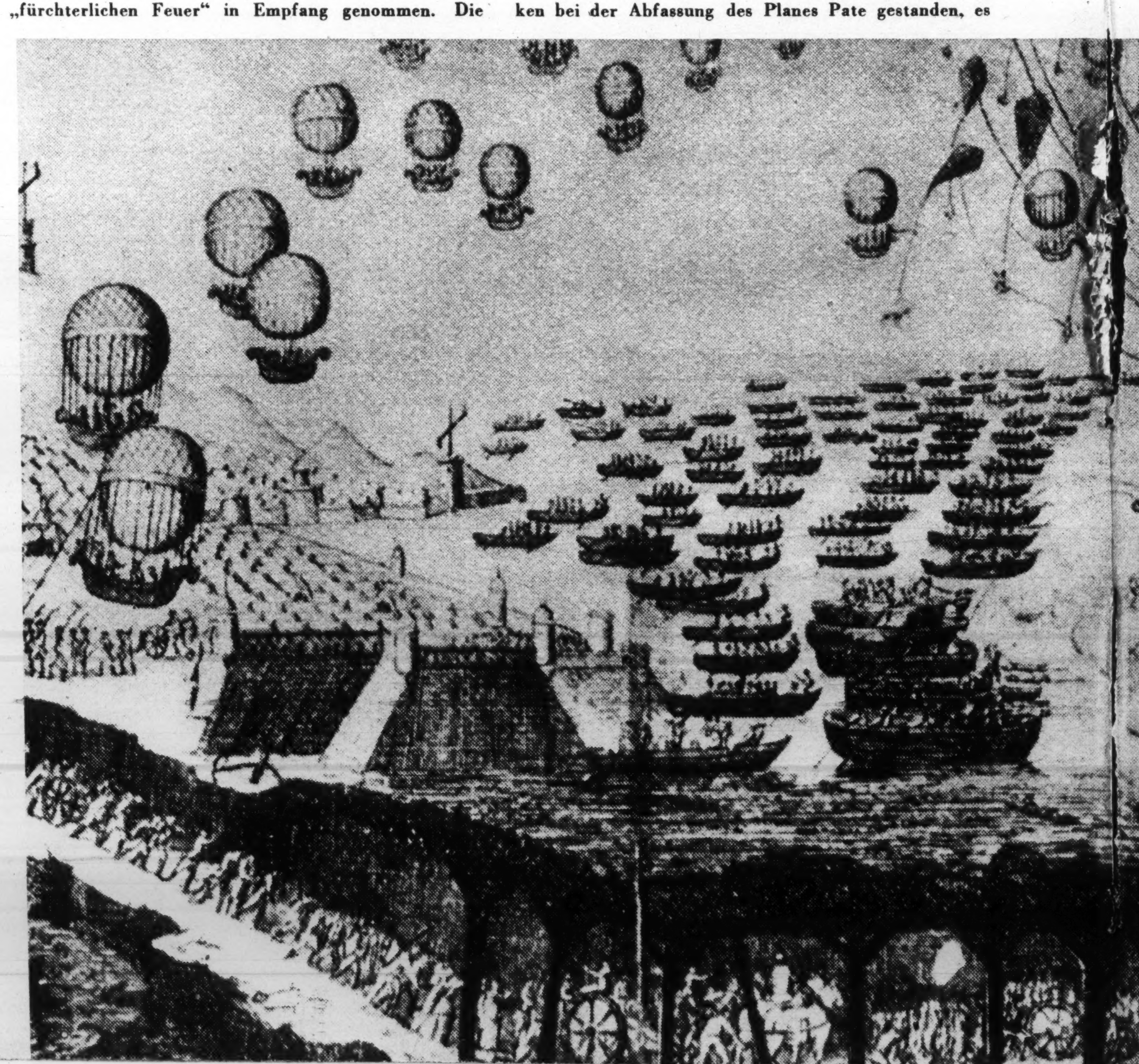
Calais wurde von Eduard III. mit Engländern bevölkert. Über hundert Jahre lang blieben Stadt und Hafen unter britischer Herrschaft, bis der Herzog Franz von Guise Calais im Jahre 1558 in acht Tagen eroberte und die Engländer von den Wällen der Festung ins Meer warf.

Frankreichs Aufstieg zur Großmacht begann. Je mehr es zur stärksten Kontinentalmacht heranwuchs, um so aufmerksamer wurde diese Entwicklung von England verfolgt. Es war selbstverständlich, daß die Franzosen nun, wo sie die Macht besaßen, die Engländer nicht erst weit ins Land hineinließen, sondern ihren Eroberungsgelüsten schon an den Küsten einen steinernen Riegel vorschoben. Umfangreiche Befestigungsbauten an der Kanal- und Atlantikküste entstanden. Frankreich ging an den Aufbau seiner Seemacht. Die Engländer antworteten mit neuen Angriffen. Jede der größeren französischen Hafenstädte und Seefestungen hat in dieser Zeit erbitterte Kämpfe mit den Engländern zu bestehen gehabt. Dreimal rannten sie gegen St. Malo, in den Jahren 1693, 1695 und 1758, und versuchten die Stadt und die dort stationierte Flotte zu zerstören. Im Jahre 1764 versuchte eine englische Flotte bei Lorient zu landen und die Stadt zu nehmen. Siebzig Jahre vorher, im Jahre 1694, entstand ein fürchterliches Blutbad bei dem Angriff von 92 englischen und holländischen Kriegsschiffen auf Brest. Neun Regimenter (damals etwa 7250 Soldaten) sollten dort landen, die Forts Quélern und Roscanvel stürmen, den Hafen erobern, die Schiffe verbrennen und das Arsenal zerstören. Aber bereits in der Bucht von Camaret wurden sie von einem „fürchterlichen Feuer" in Empfang genommen. Die Landungstruppen wurden zu drei Vierteln niedergemacht, auf den Schiffen fielen weitere 1200 Soldaten. Dieser überwältigende Sieg war nicht zuletzt den ausgezeichneten Befestigungsanlagen zu verdanken. Ihr Schöpfer und zugleich der der anderen französischen Seefestungen war Vauban, der Festungsbaumeister Ludwigs XIV., der diese für die damalige Zeit großartigen Bauten gegen das angriffsbereite England errichtete. In Brest feiert ihn noch heute eine Gedenktafel an der Zitadelle von Camaret als den „Retter von Brest". Ein vorspringender Fels aber führt dort noch immer den Namen „La mort anglaise — der Tod der Engländer".

Fast hundert Jahre später versuchten die Engländer noch einmal, in Frankreich Fuß zu fassen. Es war dies im Jahre 1793 in Toulon. Kein anderer als der junge Bonaparte, dessen Kriegsruhm bald danach die ganze Welt erfüllte, hat damals die englischen Truppen vom französischen Boden vertrieben und die Reeden von Toulon von der englischen Armada reingefegt. Während der Parteikämpfe, die sich im Anschluß an die Französische Revolution in Paris und im Innern des Landes entwickelten, hatten die Royalisten den Hafen und die Arsenale von Toulon an die Engländer, die man natürlich nicht lange zu rufen brauchte, ausgeliefert. Sie wurden in einem Belagerungsfeldzug zurückgewonnen. Napoleon Bonaparte entwarf den Operationsplan, der, von seinem Oberbefehlshaber verworfen, vom Konvent jedoch gutgeheißen wurde. Er selbst erhielt den Befehl über die Batterien an der Westseite der Festung. Der von ihm vorgelegte Operationsplan entschied den Ausgang der Belagerungsschlacht. Am 17. September warf ein dreimal wiederholter Sturm die englischen und spanischen Besatzungen aus ihren Schanzen und zwang sie zur Räumung der Stadt. Drei Wochen später war Bonaparte General.

Bis in das Jahr 1793 hinein also dauerten die Versuche der Engländer an, mit rücksichtsloser Gewaltanwendung auf den europäischen Kontinent überzugreifen. Was wir hier anführten, sind nur einzelne Episoden dieser blutigen und mit einer blindwütigen Hartnäckigkeit geführten Angriffe. Ihre Zahl ließe sich beliebig vermehren.

Wenn wir heute überhaupt diesen Ereignissen, die jahrhundertelang die nordwestlichen und westlichen Küsten unseres Kontinents in Unruhe hielten, nachgehen, so tun wir es unter dem frischen Eindruck des englischen Landungsunternehmens in Dieppe. 250 Jahre nach den erfolglosen „Raids" auf St. Malo und Brest, 150 Jahre nach der Flucht aus Toulon nähern sich wieder einmal im Morgengrauen britische Kriegs- und Transportschiffe der französischen Küste. Das Unternehmen „Jubilée" ist gestartet. Diesmal aber haben nicht, wie vor Jahrhunderten, imperialistische Ziele oder Präventivgedanken bei der Abfassung des Planes Pate gestanden, es



ist ein verzweifelter Entschluß der festgefahrenen englischen Kriegführung, und der Würgegriff der Politiker in London und Moskau läßt alle berechtigten Einwände von militärischer Seite verstummen. Das Ende ist grausam, ein sinnlos-blutiges Inferno. Man weiß nun, sofern man es bei St. Nazaire noch nicht richtig begriffen hatte, was das bedeutet: Europas Küsten stehen unter deutschem Schutz! Hinter dem Schleier der Sicherungsstreitkräfte, hinter dem Wall aus Beton und Stahl, warten an der gesamten festländischen Küste vom Nordkap bis zur französisch-spanischen Grenze schwere Batterien, Truppen aller Waffengattungen und Geschwader aller Luftwaffen auf den Gegner, doppelt wachsam nach dem Unternehmen von Dieppe. Werden sie wiederkommen? Der deutsche Soldat steht bereit.

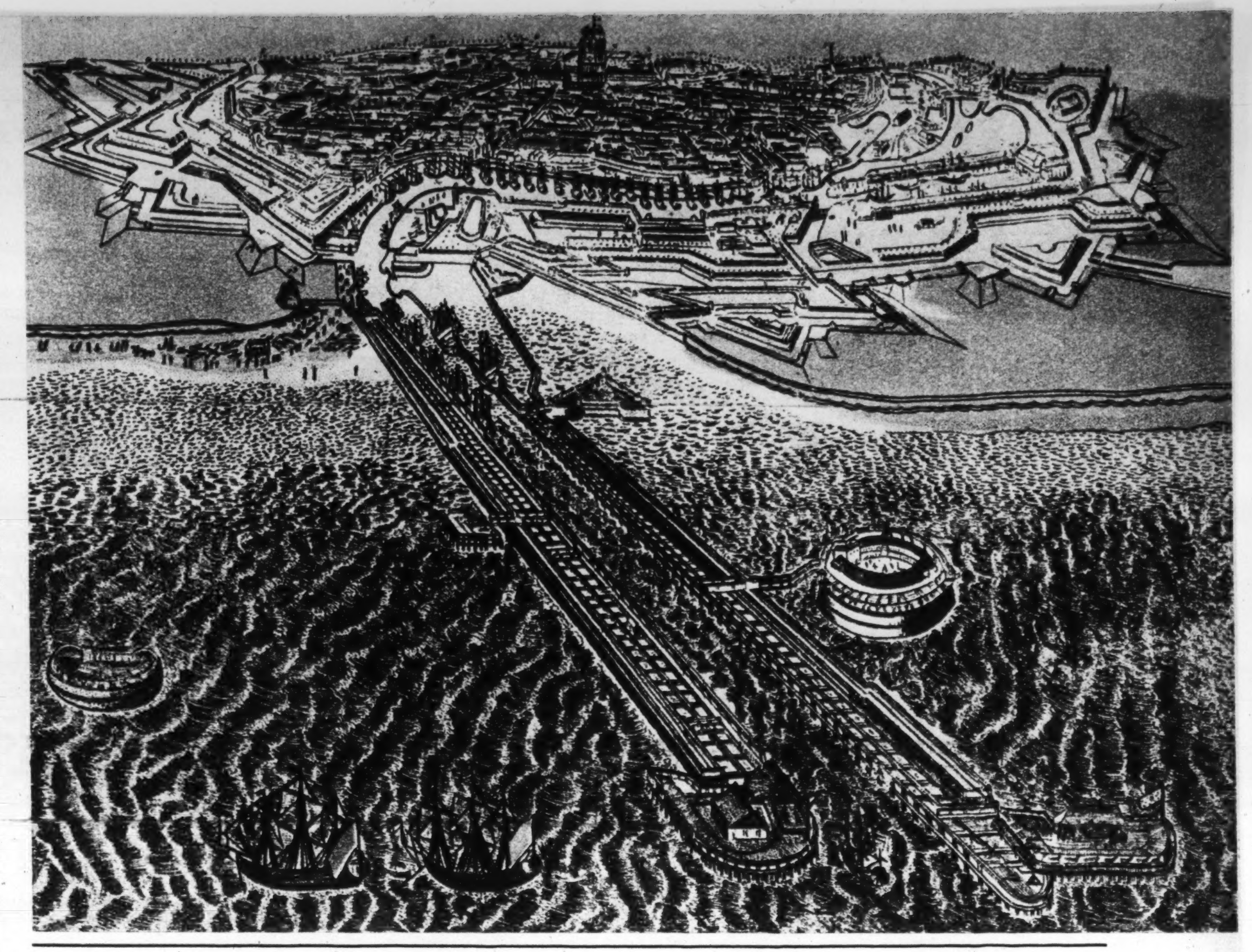
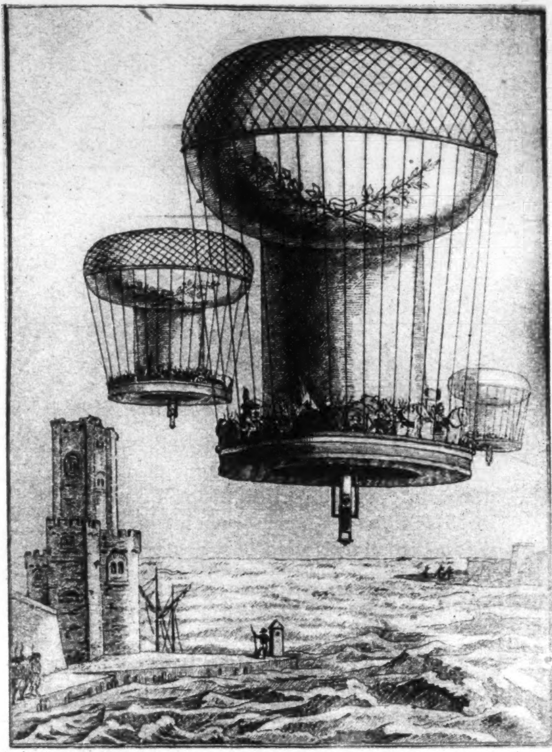
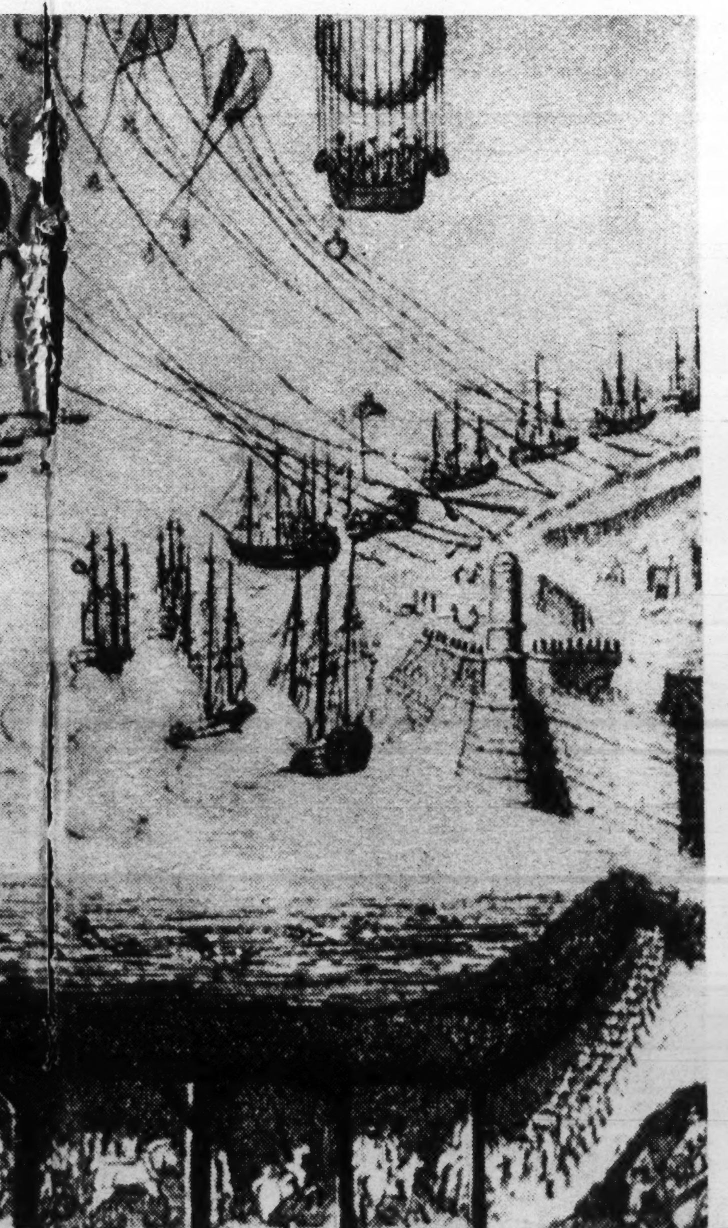


Bild rechts: **Dünkirchen — historischer Schauplatz einer Niederlage.** *Von dem Festungsbaumeister Vauban zur Zeit Ludwigs XIV. angelegt, ist Dünkirchen die klassische altfranzösische Küstenfestung. In der Geschichte der Gegenwart ist mit diesem Namen die Vertreibung und Flucht der Engländer vom erneuerten Kontinent für immer verbunden*



Luftlandetruppen — schon eine Idee Napoleons. *Mit gewaltigen Ballons, die bis zu 300 Mann, Pferde und Kriegsmaterial tragen können, sollte nach England geflogen werden*



Ein Kriegsmeteorologe sagt „Nein!"

zu unserer Frage, ob eine Kanonade das Wetter beeinflussen kann

In Folge 18 und 19 haben wir unter den Titeln „Krieg gegen den Wettergott" und „Kann man Wetter schießen?" auf dieses interessante Thema hingewiesen und eine Umfrage eingeleitet. Hier antwortet nochmals ein Fachmann.

Der Hang des Menschen, überall geheimnisvolle Zusammenhänge herauszufinden, führt besonders in der Kriegszeit dazu, jede Auffälligkeit in der Witterung als Folge der kriegerischen Ereignisse hinzunehmen.

Schon der bekannte französische Physiker und Meteorologe Arago versuchte auf statistischem Wege die Lösung der Frage zu finden, ob starkes Schießen Regen und Gewitter zu veranlassen oder zu vertreiben vermöge. Er ging von der vorgefaßten Meinung aus, starkes Schießen müsse die Wolken zerstören. Von 1816 bis 1845 untersuchte er die Witterung an solchen Tagen, wo in der Nähe seines Wohnortes Artillerieübungen stattfanden. Er kam schließlich zu einer seiner ursprünglichen Meinung entgegengesetzten Anschauung. „Das Abfeuern von grobem Geschütz zerteilt die Wolken keineswegs, sondern veranlaßt eher, daß sie sich zusammenziehen."

In einer Veröffentlichung des Königlich Württembergischen Statistischen Landesamtes wurden die Veränderungen des Luftdruckes während und nach großen Beschießungen verfolgt. Man glaubte nachweisen zu können, daß die nach dem Trommelfeuer der Champagneschlacht über Südostfrankreich und Süddeutschland hinwegziehenden, mit Niederschlag verbundenen Tiefbildungen auf diese Kanonade zurückzuführen sind. Ebenso soll der deutsche Vorstoß auf Verdun die Bildung eines Tiefs mit Regen und Schnee zur Folge gehabt haben. Zusammenfassend kommt die Untersuchung zu dem Ergebnis: Trockenes Wetter kann durch Beschießung nicht in regnerisches verwandelt werden, wohl aber können sich bei feuchtem Wetter die Regenfälle vermehren und verstärken.

Bei der kritischen Betrachtung der aufgeführten Meinungen und Untersuchungen kommt man zu dem Ergebnis, daß die Geringfügigkeit der positiven Ergebnisse keine sichere Entscheidung über die Frage, ob starkes Schießen Niederschläge und elektrische Entladungen begünstige, gewährleistet. Es läßt sich aber behaupten, daß die Großwetterlage nicht durch Artillerietätigkeit beeinflußt wird. Der Weltkrieg, der die Probe aufs Exempel hätte liefern müssen, hat im großen gesehen kein Witterungsereignis gebracht, das für die Anhänger der Lehre des Zusammenhanges zwischen Artilleriefeuer und Wettervorgängen einen Anhalt geben könnte.

Auch die Erwägung, daß bei „Wetterschießen" für landwirtschaftliche Zwecke die Wolken zerteilt und dadurch Niederschläge verhindert werden sollen, muß zu Zweifeln führen. Daß durch mechanische Beeinflussung mit Hilfe besonders konstruierter „Wetterkanonen" der aus einer Regen- oder Hagelwolke drohende Niederschlag verhindert werden kann, hat sich in der Praxis als unrichtig erwiesen. Weder Trichterkanonen mit Pulver- oder Azetylenladung, noch im Innern der Wolke explodierende Raketen, noch Bomben von 5 bis 10 Kilogramm Gewicht, die bis 800 Meter hoch geschossen wurden, ließen eine Wirkung erkennen, die jeden Zweifel ausschloß. Man kann also feststellen, daß es trotz des Wetterschießens hagelte und regnete, andererseits der Hagel auch ausblieb, ohne daß geschossen wurde.

Kurt Hübner

Feldherren als Wettermacher?

Prof. Dr. Kobitzsch, Direktor im Reichswetterdienst, schreibt zu unserer Frage:

Alles in der Welt ist schon einmal dagewesen! Wenn heutzutage die Welt davon spricht, daß das ungewöhnliche Wetter der letzten Jahre, die kühlen Sommer und die kalten Winter der Kriegsjahre, eine Folge des Krieges und der gewaltigen Explosionen unserer Kampfmittel an der Front sei, so erinnern wir uns an die gleichen Gedankengänge, die im Kriege 1914—1918 geäußert wurden. Aber auch damals waren diese „Theorien" nicht neu! Der amerikanische Ingenieur Eduard Powers in Delaware (Wisconsin) hat das bereits vor Jahrzehnten behauptet. Er schrieb ein Buch: „War and the Weather", das 1890 bereits in zweiter Auflage vorlag, und vertrat in ihm die gleiche Ansicht, die man heute leider nur zu oft äußern hört. Nach ihm sollen nach „fast allen" Schlachten, die Napoleon geschlagen hat, Regenfälle eingetreten sein; dieser große Kaiser soll „seine Vorsorglichkeit für die Landbevölkerung dadurch bewiesen haben, daß er militärische Spiele und Übungen anordnete, so oft anhaltende Dürre das Gedeihen der Feldfrüchte gefährdete". Nach Powers sollen die 198 Gefechte und Schlachten des amerikanischen Sezessionskrieges von nachfolgenden Regenfällen begleitet gewesen sein — er gab aber nicht an, innerhalb welcher Zeit diese eintraten! Auch bald nach Beginn des Deutsch-Französischen Krieges trat bekanntlich eine auffallend regenreiche Periode in Südwestdeutschland ein. Wir wissen aber, daß diese Witterungsperiode allein durch die Großwetterlage, nicht durch die Explosionen der Granaten an der Front herbeigeführt wurde, und unsere Energiebetrachtungen bestärken uns in dieser Ansicht. Auch die ungewöhnliche Witterung unserer Zeit ist eine Folge der Großwetterlage, die durch Vorgänge in der Gesamtatmosphäre, nicht durch lokale Einflüsse gesteuert wird.



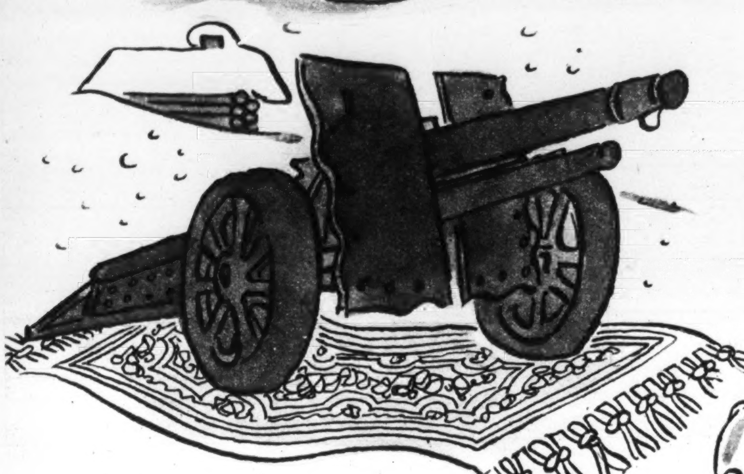
Waffenpflege im Winter

Verse: Gefr. Kurt Milte, Zeichnungen: Gefr. Werner Kruse.

Die Waffe ist im Winter und bei Tauwetter genau so den Unbilden der Witterung ausgesetzt wie der Mensch. Und so wie der Soldat sich gegen Kälte, Schneesturm und Nässe schützt, um voll kampffähig zu bleiben, so müssen Waffen und Geräte geschützt, gepflegt und gewartet werden, um in seiner Hand zu jeder Zeit einsatzbereit zu sein. Der Soldat, der im letzten Jahr einen harten und grausamen Winter erlebte, weiß das. Er hat seine Erfahrungen gesammelt. Hier gibt er seinen Kameraden, die nun zum erstenmal einem russischen Winter entgegensehen, seine Tips weiter.

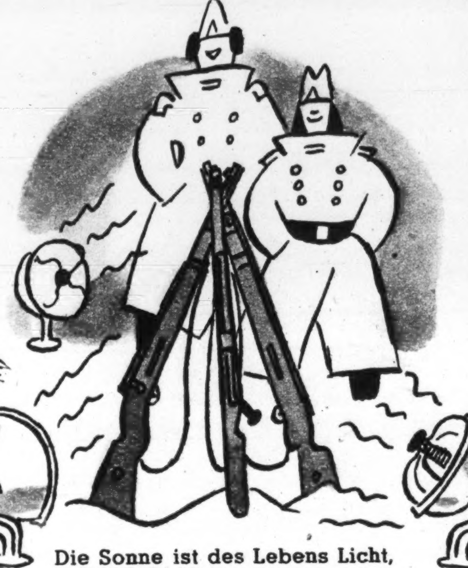
Der Landser ist dafür bekannt,
daß er, wo er in Lieb entbrannt,
stets auf der Liebsten Wohl bedacht,
sie treu umsorgend Tag und Nacht.

Achte darauf, daß kein Schnee und kein Wasser in die Laufmündungen oder Verschlüsse eindringen, da diese beim Schießen zu Laufaufbauchungen oder Laufsprengungen führen. Aus einem innen vereisten Lauf darf nicht geschossen werden! Eisbildungen im Lauf können mit erwärmtem Öl entfernt werden, wenn die Möglichkeit des Auftauens im Warmen nicht gegeben ist.



Wer fest auf seinen Füßen steht,
der wird so leicht nicht umgeweht.
Doch wichtig ist stets ohne Frage
dafür die richt'ge Unterlage.

Bei festgefrorenem Erdboden Geschütze in Feuerstellung möglichst auf Rohrmatten oder, wenn diese nicht vorhanden, auf weiche Unterlagen stellen. Beim Schießen Eissporne verwenden; dabei zur Schonung des Gerätes auf ein nachgiebiges Widerlager für die Sporne (Reisig, Faschinen) achten.



Die Sonne ist des Lebens Licht,
denn ohne Wärme geht es nicht.
Das werden alle die bekräft'gen,
die gern mit Mädchen sich beschäft'gen.

Festgefrorene Teile dürfen nicht mit Gewalt bewegt werden. Sie sind, wenn erforderlich, allmählich durch vorsichtiges Anwärmen in Gang zu bringen, möglichst unter Verwendung von Petroleum oder mit Petroleum gemischtem Waffenreinigungsöl.

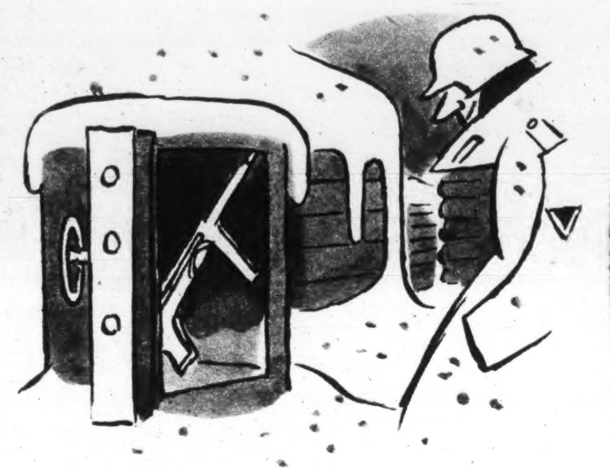
Erfahrung kommt uns oft sehr teuer,
gebrannte Kinder scheu'n das Feuer.
Doch fühlen wir uns unbeschirmt,
wenn plötzlich Neues uns bestürmt.

Bei großer Kälte Waffen, insbesondere Eisenteile, nur mit Handschuhen anfassen, da sonst die Haut an den Metallteilen hängenbleibt.



Der Landser, friert er Stein und Bein,
hüllt alles warm in Decken ein,
doch schwitzt er fast, wird er direkt
vom eignen Feuer eingedeckt.

Dem Schloß, Zuführeroberteil und Deckel des MG ist bezüglich der Gängigkeit bei tiefer Kälte besondere Beachtung zuzuwenden. MG einwickeln, in einen Mantel einhüllen und bei Schneetreiben während des Schießens eingehüllt lassen. — Kein Überschießen eigener Truppen ohne festen Grund unter den Stützen der Schießgestelle.



Stets gilt es das, was wir besitzen,
vorm bösen Element zu schützen.
Als Fazit vieler banger Stunden
wird so der Panzerschrank erfunden.

Im Graben abgestellte Waffen soweit wie irgendmöglich vor Einschneien, Regen und Splitterwirkung schützen. Patronenkästen für MG, Patronentrommeln, Patronenbehälter, Magazine aller Art, Werkzeugtaschen und Kästen stets geschlossen halten, da Eindringen von Schnee und Wasser zum Verrosten des Inhaltes führt.



Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
da kann der beste Stahl nicht halten.
Laß dies Dir, Mensch, 'ne Warnung sein
und stecke Deinen Hammer ein.

Sind bei strenger Kälte die Getriebe der Geschütze festgefroren, so dürfen sie nicht mit Gewalt bewegt werden. Sie sind allmählich, wenn erforderlich, durch vorsichtiges Anwärmen in Gong zu bringen.

STALINGRAD

(Fortsetzung von Seite 3)

zu machen, und die Reiter der „weißen" Verbände, denen schwere Waffen fehlten, rannten vergeblich gegen die verbissen verteidigten Befestigungen Zaritzyns an.

Im Zuge der großen Umbenennungsaktion wurde Zaritzyn 1925 in „Stalingrad" umgetauft, weil in dieser Stadt nach Ansicht der roten Machthaber der Mythos vom Feldherrntum Stalins entstand.

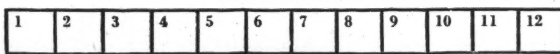
Diese Umbenennung leitete eine tiefe Wandlung ein. Stalingrad wurde zur wichtigsten Industriestadt an der unteren Wolga. Im Jahre 1926 zählte die Stadt 123 000, im Jahre 1932 295 000, im Jahre 1934 388 000 und im Jahre 1939 bereits über 450 000 Einwohner. Dieses rasche Ansteigen der Bevölkerungszahl einer Stadt, in deren Umgebung es überhaupt keine nutzbaren Rohstoffe gibt, ist ihrer günstigen Verkehrslage zuzuschreiben, die das Entstehen einer Schwer- und Maschinenindustrie begünstigte. In Stalingrad wurde u. a. das drittgrößte Traktorenwerk „Dsierzinski" erbaut, das etwa 25 v. H. aller in der Sowjetunion hergestellten Schlepper lieferte. Die Höchstkapazität wurde vor einiger Zeit auf 50 000 Zugmaschinen im Jahr veranschlagt, während die Arbeiterzahl 20 000 betrug. Damit gehörte „Dsierzinski" zu den größten Industriebetrieben der Welt. Noch größer war das Hüttenwerk „Krassnyj Oktjabr". Außerdem besaß Stalingrad eine der bedeutendsten Ölraffinerien des Landes.

Die Kämpfe um Stalingrad haben nicht nur diese für die weitere Kriegführung der Sowjets überaus wichtigen Werke ausgeschaltet, sondern auch durch die Bildung der beiden Riegel nördlich und südlich der Stadt den Schiffsverkehr auf der Wolga, also auf der bedeutendsten Verkehrsader der Sowjetunion, lahmgelegt. Der Führer hat in seiner Sportpalast-Rede angedeutet, daß dieser Strom in sechs Sommermonaten ungefähr die gleiche Transportleistung besitzt wie der Rhein während des ganzen Jahres.

Die Bolschewisten verteidigen mit Stalingrad nicht nur eine Rüstungsmetropole und eine Schlüsselstellung für den Verkehr an der Wolga, sondern auch den Stalinschen Feldherrnmythos. Daher die Übernahme des unmittelbaren Befehls im Frontabschnitt Stalingrad durch Stalin selbst und der in diesem Kriege in dem Maße noch nie erlebte Widerstand des Gegners.

GEDANKENAPPELL

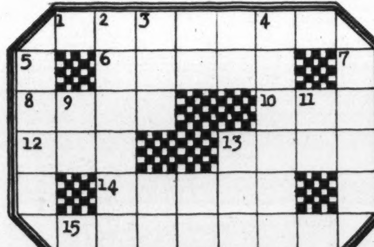
Zahlenkasten



7 3 12 5 4 afrikanische Rieseneidechse
10 8 2 1 11 Fährmann
1 11 9 6 8 schlanker Zweig

Jeder Buchstabe der obenstehenden Schlüsselwörter ist in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Feld einzutragen. Bei richtiger Eintragung nennen die Felder von 1 bis 12, fortlaufend gelesen, eine Feuerwaffe.

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Jung eingestelltes Militärpferd, 6. Vorratsraum, 8. Weinort in Italien, 10. elektrisch geladenes Teilchen, 12. germanische Gottheit, 13. Kulturpflanze, 14. Nebenfluß der Donau, 15. mäßig langsames Tonstück.

Senkrecht: 2. Erziehungsberechtigte (Mehrzahl), 3. Monat, 4. Stadt an der Etsch, 5. westeuropäischer Strom, 7. spanischer Frauenname, 9. Abkürzung für Schutzstaffel, 11. sibirischer Strom, 13. nordischer Hirsch.

Rösselsprung

uns	ruhm	klop	rich	ſen	eh	wig	wir	ben	ſtor	ter	für
lieb	fried	folgt	der	✠	wenn	vol	✠	land	das	ſtor	ge
ein	ſtock	gott	tod	ren	e	den	bleibt	ge	ſind	ben	va

W. C's Heimkehr aus Moskau

Eins zwei aus dem Flugzeug sehr glorios.
Aber sorgenvoll hing die Zigarre schief:
„Teufel auch, ich werde sie nicht los,
Die Eins-zwei — verdreht — die ich zu Hilfe rief!"

WER HAT'S GERATEN?

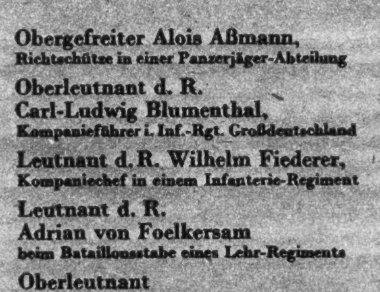
Auflösungen aus der vorigen Folge

Silbenbaukasten: Dein Volk und dein Geschlecht haben dir vieles gegeben, sie verlangen dafür ebensoviel von dir.

Silbenrätsel: 1. Kieserit, 2. Albanien, 3. Ebene, 4. Meistersinger, 5. Politur, 6. Fahrenheit, 7. Eichstätt, 8. Naivität, 9. Kasematte, 10. Ananas, 11. Nidda, 12. Nessel 13. Irawadi, 14. Cowboy, 15. Hottentotten, 16. Niederlande, 17. Unrat, 18. Re d r, 19. Feuerland. — Kämpfen kann ich nur für etwas, das ich liebe.

Wer ist belesen?: Mörike, Ompteda, Rilke, Grillparzer, Ernst, Nestroy, Schenzinger, Tacitus, Eichendorff, Reuter, Nietzsche. — Morgenstern.

TRÄGER DES RITTERKREUZES



Obergefreiter Alois Aßmann, Richtschütze in einer Panzerjäger-Abteilung

Oberleutnant d. R. Carl-Ludwig Blumenthal, Kompanieführer i. Inf.-Rgt. Großdeutschland

Leutnant d. R. Wilhelm Fiederer, Kompaniechef in einem Infanterie-Regiment

Leutnant d. R. Adrian von Foelkersam beim Bataillonsstabe eines Lehr-Regiments

Oberleutnant Waldemar von Gazen genannt Gaza, Kompaniechef in einem Panzergren.-Rgt.

Oberleutnant Peter Gilow, Kompanieführer in einem Panzer-Regiment

Major Karl Göbel, Bataillonskommandeur in einem Inf.-Rgt.

Rittmeister Eitel Goll, Kommandeur einer Radfahr-Abteilung

Oberstleutnant Joachim Gutmann, Führer eines Panzergrenadier-Regiments

Feldwebel Otto Hentschel, Zugführer in einem Infanterie-Regiment

Oberst Otto Herfurth, Kommandeur eines Infanterie-Regiments

Oberstleutnant Arno Stoessel von der Heyde, Kommandeur eines Infanterie-Regiments

Oberleutnant d. R. Günther Hilt, Kompanieführer in einem Jäger-Regiment

Leutnant Alfred Jarosch, Kompanieführer in einem Jäger-Regiment

Feldwebel Herbert Kadenbach, Zugführer in einem Jäger-Regiment

Hauptmann Hans Klärmann, Bataillonsführer in einem Panzergren.-Rgt.

Unteroffizier Karl Kochendörfer, Geschützführer in einer Panzerjäger-Aufklärungs-Abteilung

Hauptmann Rudolf Loeffler, Kompaniechef in einem Infanterie-Regiment

Major Kurt Matern, Führer eines Infanterie-Regiments

Obergefreiter Franz Mintert, Richtschütze in einer Panzerjäger-Abteilung

Leutnant d. R. Wilhelm Niggemeyer, Kompanieführer in einem Pionier-Bataillon

Hauptmann Hellmut Pfeiffer, Bataillonskommandeur in einem Inf.-Rgt.

Oberwachtmeist. Karl Pfreundtner, Zugführer in einer Sturmgeschütz-Abteilung

Hauptmann d. R. Fritz Poerschke, Bataillonsführer in einem Infanterie-Rgt.

Feldwebel Johann Port, Zugführer in einem Infanterie-Regiment

Wachtmeister Hugo Primozic, Zugführer in einer Sturmgeschütz-Abteilung

Unteroffizier Richard Rambow, Geschützführer in einer Panzerjäger-Abt.

Leutnant Heinz Reverchon, Zugführer in einem Kradschützen-Bataillon

Hauptmann Hugo Roos, Kompaniechef in einem Infanterie-Regiment

Generalmajor Erwin Sander, Kommandeur einer Infanterie-Division

Obergefreiter Kurt Schaldach, Geschützführer in einer Panzerjäger-Abt.

Oberfeldwebel Fritz Schelhorn, Zugführer in der Stabskompanie eines Panzergrenadier-Regiments

Oberst Paul Scheuerpflug, Kommandeur eines Infanterie-Regiments

Leutnant d. R. Walter Schlosser, Zugführer in einem Infanterie-Regiment

Major d. R. Hans Ritter von Schmidt, Führer eines Infanterie-Regiments

Hauptmann d. R. Heinrich Schüler, Bataillonsführer in einem Infanterie-Rgt.

Oberst Paul Schultz, Kommandeur eines Infanterie-Regiments

Obergefreiter Josef Schutz, MG.-Schütze in einem Infanterie-Regiment

Major d. R. Karl Schulz, Bataillonskommandeur in einem Inf.-Rgt.

Hauptm. d. R. Hermann Spandau, Bataillonskommandeur in einem Inf.-Rgt.

Hauptmann Ewald von Stünzner, Kompaniechef in einer Panzer-Abteilung

Generalleutnant Hans von Tettau, Kommandeur einer Infanterie-Division

Oberleutnant Andreas Thorey, Schwadronsführer in einer Aufklärungs-Abt.

Oberfeldwebel Friedr. Vogelsang, Zugführer in einem Infanterie-Regiment

Oberleutnant Klaus Voormann, Kompaniechef in einem Infanterie-Regiment

Oberleutnant Klaus Wagner, Zugführer in einer Sturmgeschütz-Abteilung

Oberleutnant Wilh. Weidenbrück, Kompaniechef in einem Panzer-Regiment

Oberstleutnant Ernst Wellmann, Bataillonskommandeur in einem Panzergrenadier-Regiment

Hauptmann Ernst Werner, Bataillonskommandeur in einem Inf.-Rgt.

Unteroffizier Eduard Wintershoff, Geschützführer in einer Panzerjäger-Abt.

Obergefreiter Georg Wyczisk, Geschützführer in einer Panzerjäger-Abt.

ES STARBEN DEN HELDENTOD DIE RITTERKREUZTRÄGER:

Hauptmann Hans-Günther Bethke, Kompaniechef in einer Panzer-Abteilung

General der Panzertruppen Willibald Freiherr von Langermann und Erlencamp, Kommand. General eines mot. Armeekorps

Major Götz Helms, Bataillonskommandeur in einem Inf.-Rgt.

Hauptmann Wilhelm Herb, Bataillonskommandeur in einem Inf.-Rgt.

Oberst Alfred Hermann, Kommandeur eines Infanterie-Regiments

Rittmeister Herbert Heyrowsky, Kommandeur einer Radfahr-Abteilung

Oberleutnant d. R. Gottfr. Kupsch, Schwadronsführer in einer Radfahr-Abteilung

Oberfeldwebel Josef Leopoldsberger, Zugführer in einem Jäger-Regiment

Oberleutnant Victor Lindenmann, Bataillonsadjutant in einem Inf.-Regiment

Hauptmann Egon Orinschnig, Bataillonskommandeur in einem Inf.-Rgt.

Leutnant d. R. Ernst Prochaska, Zugführer in einem Lehr-Regiment

Major Erich Ring, Bataillonskommandeur in einem Inf.-Rgt.

Oberleutnant Arno Thiele, Zugführer in einem Panzer-Regiment



Mit Messer, Kompaß und Sprengladung

NACHTS DURCH DIE SOWJETISCHEN STELLUNGEN GESCHWOMMEN · VON KRIEGSBERICHTER JOACHIM AMTHOR

Langsam und vorsichtig tastet sich der Unteroffizier C. durch das dichte Unterholz zum Fluß hinunter, der hier in einem Abschnitt der mittleren Ostfront die Grenze zwischen den deutschen und sowjetischen Stellungen bildet. Dies ist eine Nacht, wie er sie für sein Unternehmen braucht. Dunkle Wolken treiben am Himmel, sie verdecken den Mond und die Sterne. Über dem Fluß liegt dichter Nebel wie ein undurchsichtiger, grauer Schleier. Wie oft, denkt der Unteroffizier, hat man den Nebel verflucht, aber in den nächsten Stunden wird es für mich keinen besseren Verbündeten geben.

Ehe er neben einem Weidengebüsch in die Furt des Flusses hineinwatet, legt er seinen Mantel ab und läßt ihn verabredungsgemäß am Ufer zurück. Er trägt jetzt nur noch Badehose und Hemd. Irgendwo haben Kameraden Badeschuhe aufgetrieben, die streift er über. In einem wasserdichten Beutel trägt er seine Ausrüstung für diese Nacht: ein scharfgeschliffenes Dolchmesser, Marschkompaß, Uhr und Sprengladung, drei Kilogramm, mit Zeitzünder und doppelter Sicherung. Sonst hat er nichts bei sich, und er könnte auch nichts weiter gebrauchen. Das Kennwort der Sowjets allerdings, das ist ihm auch bekannt; er hat es sich gut eingeprägt.

Am Ostufer des Flusses findet er einen schmalen Pfad. Vierzig oder fünfzig Meter schleicht er vorwärts, dann bleibt er stehen. Es ist unheimlich ruhig, nur der Fluß plätschert sein ewiges Lied. Die Kälte läßt den Unteroffizier frösteln. Wohl hat er sich den Körper mit Lederfett eingerieben, aber es hilft wenig.

In wenigen Minuten wird die eigene Artillerie einige Granaten auf die sowjetischen Stellungen legen, und während dieser Zeit, wenn die Stille der Nacht zerrissen wird vom Rauschen und Heulen der Granaten, vom Donner der Einschläge, muß der Unteroffizier an dem sowjetischen Stützpunkt dicht am Ufer vorbeischwimmen. So ist das alles ausgemacht und besprochen. Ob es gelingen wird . . .? Es muß! Der Unteroffizier kennt die Gefahren und das Risiko seines Unternehmens, zu dem er sich freiwillig gemeldet hat. Er weiß auch, wie wichtig seine Erkundungen sein können und was es für seine Kameraden bedeutet, wenn er seine Sprengladung gut anbringen kann.

Das ist die Situation. In eine enge Schleife des Flusses haben die Sowjets einen Stützpunkt vorgeschoben. Dieser Stützpunkt ist von den deutschen Stellungen aus nicht einzusehen, und es ist darum auch nicht möglich, von Land aus zu erkunden, auf welche Weise der Gegner über den Fluß hinweg zu dem Stützpunkt gelangt. Hat er einen Steg gebaut, benutzt er Boote, um zu ihm zu gelangen . . .?

„Wenn einer die drei Kilometer flußabwärts schwimmen könnte, dann wüßten wir schon Bescheid", hatte der Bataillonskommandeur einmal erklärt, als er mit seinen Offizieren über den Stützpunkt sprach. Und diese Worte waren von dem Unteroffizier C. gehört worden. Er hatte sich die Karte angesehen und am nächsten Tage zu dem Unternehmen gemeldet. „Ich werde nachts, wenn Nebel über dem Fluß liegt, wenn kein Mond scheint und die Sterne verdeckt sind, 'runterschwimmen", sagte C. zu seinen Kameraden.

Der Kommandeur hatte gezögert. Er wußte freilich, daß der Unteroffizier C. ein Draufgänger war, dem man die Tat zutrauen konnte. Im Winterfeldzug hatte er seinen Mut und seine Entschlußkraft mehr als einmal bewiesen. Ein guter Schwimmer war er auch. Aber trotzdem hatte er Bedenken, denn das Unternehmen mußte ganz allein durchgeführt werden. Es gab da keine Möglichkeit, im Ernstfall Unterstützung oder Hilfe zu bringen. Als jedoch das Feuer von drüben stärker wurde und dem Gegner nicht beizukommen war, entschloß sich der Kommandeur, den bewährten Unteroffizier loszuschicken.

Und nun ist es soweit! Der Feuerschlag der Artillerie setzt ein. Einige Maschinengewehre hämmern dazwischen. Der Unteroffizier gleitet ins Wasser, den Beutel um den Hals. Ein paar Schritte, dann wird der Fluß tiefer. Wie kalt das Wasser ist . . .! Er schwimmt mit vorsichtigen und doch kräftigen Stößen. Ab und zu holt er tief Luft, taucht eine Strecke. Jetzt beginnt die Schleife. Verdammt! Mit den Knien stößt er an einen Stein. Eine Sandbank! Er kriecht darüber hinweg. Was ist das nun wieder . . .? Heftiger Schmerz in der rechten Hand; sie blutet. Die Sowjets müssen Stacheldraht in den Fluß geworfen haben. Es hilft nichts, der Draht muß passiert werden. Nur keine Geräusche dabei, denkt der nächtliche Schwimmer. Starke Strömung treibt ihn an das Westufer. Auf dieser Flußseite kommt er schneller vorwärts. Und dann endlich, als der Fluß aus der Schleife heraus wieder gerade verläuft, sieht er dicht über der Wasseroberfläche zwei mattglänzende Streifen. Was ist das . . .? Er bemüht sich, wieder ein Stück stromaufwärts zu schwimmen und schiebt sich dann an das Ufer heran.

Was wäre der Soldat ohne Glück? Unteroffizier C. landet ziemlich genau an der Stelle, wo die beiden Streifen das Ufer erreichen. Es sind zwei starke Drahtseile. Er zieht sich an ihnen entlang und stößt schließlich mit dem Fuß gegen eine dunkle, elastische Masse: ein Schlauchboot, groß genug, um vierzehn bis sechzehn Mann aufzunehmen. Des Rätsels Lösung! Die Sowjets unterhalten mit dem Stützpunkt einen Fährbetrieb.

Raus mit der Sprengladung! Um das Boot herum läuft ein starkes Band. Daran wird die Ladung befestigt. Plötzlich Stimmen, ganz nah. Das sind die Posten! zuckt es durch sein Gehirn. Dicke Luft! Er reißt ab, springt lautlos an das Ufer zurück und läßt sich ins Wasser gleiten. Hastiges Schwimmen. Die Posten haben nichts bemerkt.

Der Unteroffizier weiß, daß es genau drei Minuten und zwanzig Sekunden dauern wird, bis die Ladung detoniert. Noch rund zweihundert Meter schwimmt er, klettert dann wieder ans Land. Jetzt muß es doch soweit sein . . ., denkt er. Nichts, noch nichts. Sollte die Ladung nicht zünden? Aber da! Fast hätte er einen Freudenschrei riskiert. Heftige Detonation, helle Stichflamme, die eine Sekunde lang das Gelände gespenstisch erleuchtet. So, nun ist es erst mal vorbei mit dem Fährbetrieb der Sowjets!

Der Unteroffizier springt vorwärts. Er achtet nicht auf Zweige, die ihm ins Gesicht peitschen, und nicht auf Brennesseln oder Dornen. Nur weg! Das ist sein einziger Gedanke. Das Messer hat er in die Hand genommen — für alle Fälle. Da — ein Anruf, der ihm aus dem Dunkel entgegenschallt. Er bleibt sofort stehen, unbeweglich, hält den Atem an. Noch einmal der Anruf, gleich darauf Schüsse aus einem Mehrladegewehr.

Jetzt gilt es! Das Kennwort der Sowjets. Der Unteroffizier ruft es seinem unsichtbaren Gegenüber laut und deutlich zu. Und dann noch einmal. Stille. Dann ein leiser Zuruf und sich nähernde Schritte. Er wirft sich in das Gras. Tausend Gedanken zucken ihm durch den Kopf. Der Fluß dicht neben ihm, er kann die Rettung bringen, sonst nichts . . Eine Ewigkeit scheint es zu dauern, bis er robbend die wenigen Meter bis an den Fluß zurückgelegt hat. Er bleibt unter Wasser, bis ihm die Lunge zu platzen droht. Dann taucht er auf, blickt zurück. Da hinten — da schießen sie, wütend, blindlings. Mögen sie schießen. Er hat's geschafft! Aber dort vorn, dort wird ja auch geschossen. Doch das sind nicht die Sowjets. Das ist deutsche Leuchtspur. Die glühenden Fäden ziehen über den Fluß. Alle paar Sekunden einer: rot-grün — rot-grün. Das verabredete Zeichen. Da unten mündet der Fluß in einen anderen. Dort warten die Kameraden.

Vor der Einmündung muß er aus dem Wasser. Leicht ist das nicht. Denn das Ufer ist steil, und von der Kälte sind Arme und Beine steif geworden. Aber es gelingt. Erschöpft bleibt er liegen, sieht nach der Uhr. Eine Stunde und 24 Minuten sind vergangen seit Beginn des Unternehmens. Eine kleine Ewigkeit.

In den Stellungen beiderseits des Flusses ist es lebendig geworden. Schüsse peitschen hinüber und herüber. Wie in jeder Nacht. Der Unteroffizier spürt jetzt nichts mehr, die Verletzung nicht, die ihm der Stacheldraht beibrachte, und auch nicht die Kälte. Er holt den Marschkompaß heraus, stellt ein, läuft weiter nach der Zahl „8". Es können nur noch ein paar hundert Meter sein. Endlich der erwartete deutsche Anruf. Das sind die Kameraden! Sie haben eine Decke mit, die sie ihm überwerfen. Er wankt und muß gestützt werden. Es dauert lange, bis man mit dem Ermatteten den Gefechtsstand erreicht. Dort wartet der Bataillonskommandeur. Der Unteroffizier will seine Meldung machen. Aber ehe er spricht, reicht ihm der Kommandeur eine Flasche: „Erst mal trinken, dann berichten Sie."

Drei Tage später hat der Unteroffizier C. das EK I bekommen. Seine Kameraden nennen ihn nur noch den Kanalschwimmer.

Zeichnung: Uffz. Edwin Grazioli

Im Wettstreit des Humors zwischen Front und Heimat schießt der Linksaußen von „Vienna", der Zeichner Emmerich Huber, ein Tor für

Wien und die Wiener

Aber noch liegt die Front humorvoll in Führung



Die süßen Maderln und der alte Steffel. *„A liaber Kerl, der Franzl – oaber freeeech! Do schreibt er mir im Feldpostbrief aus'm Kaukasus, weißt, er müßt jetzt immer an das Schlafzimmer denken, das mir damals in der Mariahilferstraßen so guat g'fallen hat — aus Kaukasisch Nußbaum! Und er stellt sich vor, wie ich in einem himmelblauen Nachthemd da hineinpass'n würde . . .! Also woas sagst du dazua?!!" „Kennans net das feuchte Fleckerl am Stephansplatz? Direkt am Riesentor vom Steffel? Da hat doch früher amal in der Nacht immer aner Würschtln verkauft — und jetzt lauft denen, die dorten vorbeigeh'n, immer noch's Woasser im Maul zamm, wann's an die Würschtln denken . . ."*



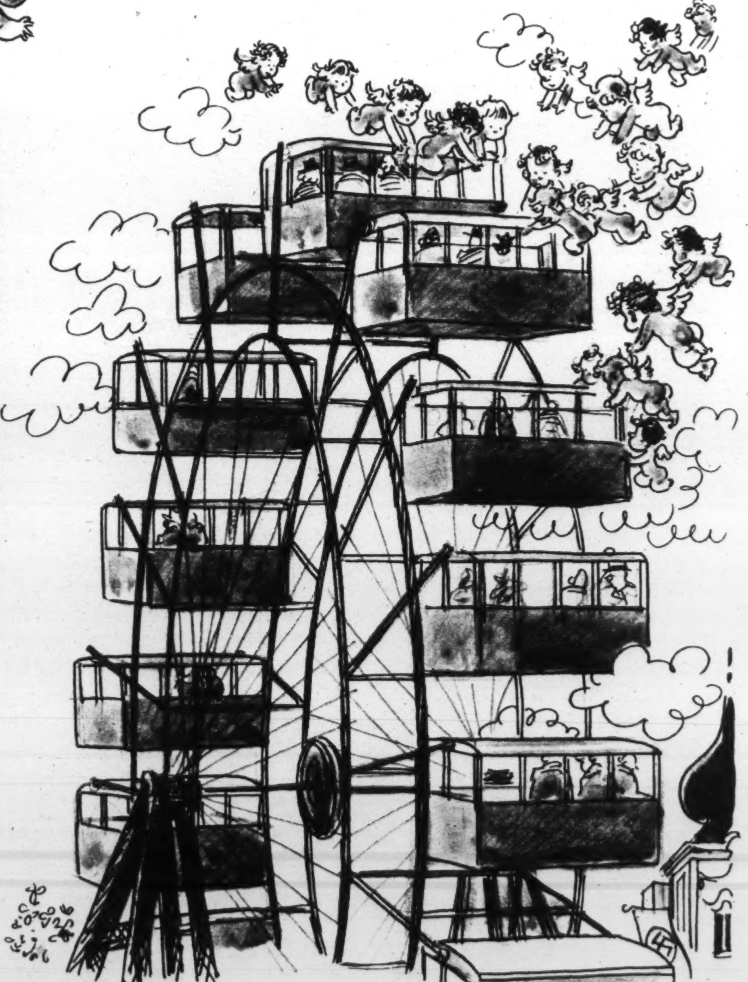
A Musi und der Wein. *„. . . also, passens auf! I bin amal in Nußdorf draußen mit ein'm Japaner am Tisch g'sessen, der hat vom Gumpoldskirchner guate zwölf Vierteln 'trunken, hat Wiener Lieder g'sungen und kan Rausch g'habt, und an Stockengländer hab' i kennt, der hat an Wein überhaupt net vertrag'n . . . Versteh'n 'S? Mehr brauch' ma da net sag'n"*



Vom goldenen Wiener Herz. *„I bin do net blöd, Frau Taschelhupfer! Wann sich aner weg'n dera faden Nocken 's Rauchen abg'wöhnt, damit das Frauderl von seiner Raucherkart'n die Zigaretterln bekommt, dann is das ka Liab, sondern er ist a Tepp!! Na, hob i da net recht?!"*



Der guate Kaffee. *„Mei Liaba, dös macht uns halt kaner nach! Und wann mir weiter nix dazua nehman wia'r a Woassa und a Milli, 's wird imma a Kaffee! Und a guater! Aber dös hier, Schani, dös is heut a G'schloader — ka Kaffee!!"*



Und das Allerneueste: *Die berühmten Engerln im Himmel, die schon immer eine besondere Liebe für die Wiener Stadt hatten, bekamen von höchster Stelle die Erlaubnis, das Riesenrad im Wurschtlprater drehen zu dürfen, um den Wienern eine Freude zu machen und mitzuhelfen, Strom und Gas zu sparen*

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25, Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen Dr. Horst Harff (im Felde), i. V. Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin



Eure ABC-Schützen üben für den ersten Feldpostbrief

„Und dann habe ich schon Buchstaben an die große Tafel geschrieben“, erzählt Dieter seiner Mutti. Im nächsten Feldpostbrief wird das „Ereignis“ dann Vati berichtet

Der erste Eifer bei ersten Buchstaben, die der Griffel auf die Tafel kritzelt. Und hier wird auch zum erstenmal abgeguckt, wie es der Nachbar schafft

Klein-Inge ist noch ein wenig schüchtern und auch Dieter gar nicht mehr so frech, als sie von der Mutti zur Tante Lehrerin gebracht werden. Aber schon nach einigen Tagen fühlen sie sich in der Schule ganz wie „zu Hause“

„Das ist mein Haken . . .“ „Nein, meiner . . .“! Hier entstehen die ersten kindlichen Freundschaften — oft für eine ganze Schulzeit lang

Aufnahmen von Inge Wahl

Und der Heimweg ist erst schön! Da kann man Eicheln sammeln, Hopse spielen oder Soldat und Krankenschwester. Mutti aber wartet mit dem Essen . . .